# Jakob Frey.

## Ein Lebensbild

von

**Adolf Frey.**

Mit einem Bildnis.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.
1898.



Jakob Frey.

(Nach der einzigen, auf dem Totenbette aufgenommenen Photographie.)

# [illegible]

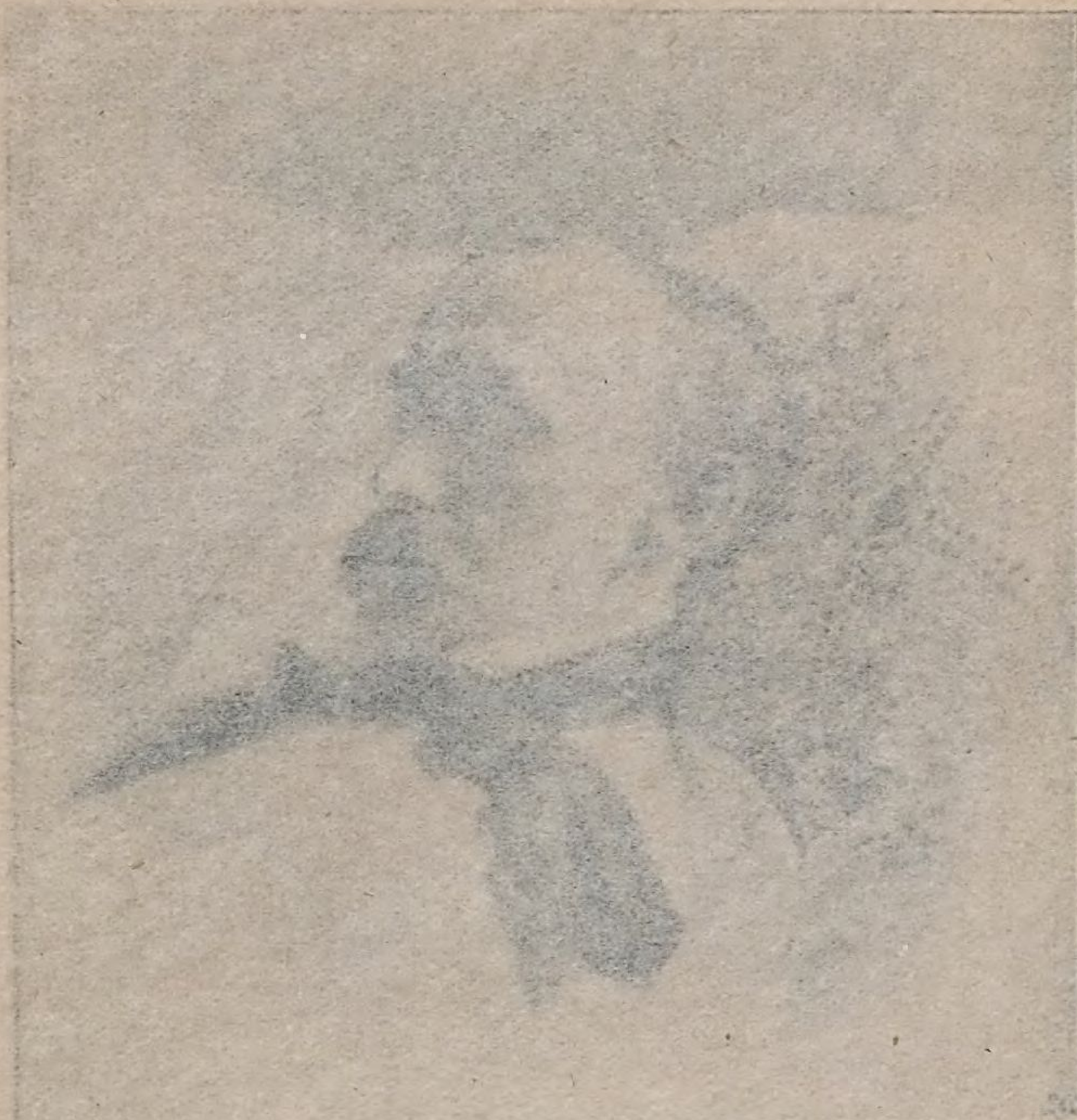
## Ein Lebens[illegible]

von

Adolf Frey.

Mit einem Bildnis.

Aarau.
Druck und Verlag von [illegible] & Comp.
[illegible]



Jakob Frey.

(Nach der einzigen, auf dem Totenbette aufgenommenen Photographie.)

# Jakob Frey.

## Ein Lebensbild

von

**Adolf Frey.**

Mit einem Bildnis.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Comp.
1897.

# Vorwort.

---

Aus welchen und wie vielerlei Quellen die Biographie meines Vaters zusammenfloß, zeigt diese zur Genüge selbst. Nur das möchte ich bemerken, daß ich, soviel ich im Einzelnen mancherorts noch erraffte und erhaschte, niemals mit der Fülle, sondern fortwährend nur mit dem Mangel an Stoff zu ringen hatte.

Für die Überlassung wichtiger Briefe danke ich Fräulein Marie Dössekel in Aarau verbindlich; ebenso danke ich für Mitteilungen Herrn Pfarrer J. Müri in Schinznach und für Nachweise meinem unermüdlich gefälligen Freunde Herrn Dr. Hans Herzog in Aarau.

Aarau, im Oktober 1897.

Adolf Frey.

# Die Jugend.

1824—1844.

Jakob Frey wurde den 13. Mai 1824 im aargauischen Dorfe Gontenschwyl als der Sohn eines Kleinbauern geboren.

Eine Lilie, die langeher für abgestorben galt, ergrünte zwischen den Wurzeln des alten Birnbaumes, der vor dem Hause stand, und erschloß gerade an dem Tage, da das Kind zur Welt kam, eine Blüte. Daraus folgerten die Angehörigen ungewöhnliche Gaben und Schicksale des Jüngsten der „Kleinhänsel". Denn so hieß die Sippe zum Unterschied von den zahlreichen Namensvettern im Dorf und der Enden.

Der Vater Melchior Frey (12. Mai 1782 bis 14. August 1848) war ein freundlicher, stiller und schlichter Mann, der unter Seinesgleichen durch die zuweilen mit etwas Schalkheit gefärbte Gelassenheit hervorstach. Die Mutter, eine geborene Maria Hunziker aus Leimbach (15. März 1785 bis 6. Januar 1857), besaß ein feinfühliges Herz und einen klaren, sinnigen Geist, dazu ungewöhnliche Erzählergabe. Sie hatte in der Schule nur lesen gelernt, weil man unter dem Regiment der weiland Republik Bern den Landmädchen das Schreiben beizubringen nicht für nötig erachtete. Da setzte sie sich noch im fünfundvierzigsten Lebensjahre hin und holte das ohne ihre Schuld Versäumte nach.

Jakob Frey durchlief die Dorfschule und besuchte dann seit dem Frühling 1837 die Bezirksschule in Reinach. Eine Zeit

lang hatte er dabei, von früh auf wildem und zahmem Getier zugethan, einen wunderlichen Weggenossen, nämlich ein gezähmtes Eichhörnchen. Wenn er morgens aufbrach, setzte es sich auf seinen Bücherranzen und ließ sich eine gute Strecke Weges aus dem Dorfe heraustragen, bis es an einer Waldecke auf den herunterhängenden Zweig einer an den Straßenrand vorstoßenden Tanne absprang. Kehrte sein Herr zurück, so war es behend zur Stelle, um seinen Platz wieder einzunehmen. Eines Tages spähte er vergeblich nach seinem possierlichen Gespiel. Ein Jäger hatte es erschossen. Das ging dem Knaben lange nach.

Am 13. Mai 1838 verlor er seine Lieblingsschwester Lotte. Wenn auch dieser Verlust die bange Schwermut, die sein Leben beherrschte und ihre Schatten über die meisten seiner Schöpfungen breitete, in ihm wohl nicht erzeugte, so verstärkte er doch zweifelsohne die melancholische Anlage und schwächte seine Widerstandskraft gegen äußere und innere Stürme, indem er den jungen Organismus von Grund aus erschütterte und mit einer Wucht zu Boden warf, wie es der Seelenschmerz in so jungen Jahren nicht häufig vermag.

Während die Art des Vaters in dem ältern, 1808 geborenen Sohne Johannes weiterlebte, der ein aufrechter, freundlicher Mann und anstelliger Bauer wurde, doch ganz ohne die gewöhnliche bäuerische Härte und Schlauheit, vererbte sich der klare Geist der Mutter auf die älteste Tochter Elisabeth. Ich erinnere mich noch deutlich an die Frau, wie sie, eine Halbgelähmte, über Sechzigjährige, die Anweisungen zur Besorgung des Hauswesens erteilte; ich habe kaum wieder ein so feines Nornengesicht gesehen. Aber Lotte, die jüngste unter den drei Schwestern, die Frühverstorbene unter den fünf Geschwistern, hatte von der Mutter die tiefe Empfindung geerbt und stand dem jüngern Bruder nach seinem Urteil gleich an Phantasie und Dichtergabe. In poetisch gefärbten Aufzeichnungen, die

er vierundeinhalb Jahr nach ihrem Heimgang niederschrieb, findet sich Folgendes über sie und ihr Ende:

„. . . Die liebe Lotte, das schlankaufgeschossene Mädchen mit den großen blauen Augen und den haselnußbraunen Locken. Wie wir uns liebten! Wir sonderten uns von den Geschwistern und übrigen Gespielen ab. Mit dem zartesten weiblichen Gemüte verband sie eine Phantasie, die in poetischen Versuchen ihre Befriedigung suchen mußte. Ein leichter, volltönender Rhythmus stand ihr stets zu Gebote; selten überstieg eines ihrer Gedichte die Zahl von fünf Strophen: es waren kleine, liebliche Bilder einer zarten, klaren Seele. Niemand außer mir und etwa der Mutter teilte sie die Ausbrüche ihrer überschwellenden Seele mit. Ich bewahre noch einige ihrer Lieder. . . . . Es war ein herrlicher Frühlingsabend; die Sonne war schon hinabgesunken hinter dem jungbelaubten Walde; nur noch einzelne goldene Abendwölkchen zogen durch den blauen, reinen Äther. Die Wölkchen wurden blasser und blasser, und allmählich wagte sich ein Sternchen hervor und guckte auf die Erde, ob der feindselige Tag noch nicht zur Ruhe gegangen. Lottchen und ich saßen unter dem alten Birnbaum vor dem Hause — unsere Seelen wandelten fern auf den Abendwolken und verloren sich in ungemessenen Weiten. Die nächste Nacht ward sie von Fiebern befallen; fünf Tage lag sie in wilden Phantasien — ich kam nie von ihrem Bette. Acht Tage drückte kein Schlaf meine Augen zu. Endlich ward sie ruhiger. Mein Schmerz liegt nicht in der Macht der Worte. An einem Morgen bat sie die Umstehenden mit schwacher Stimme, uns allein zu lassen. „Wir müssen scheiden, geliebter Bruder, scheiden; lebe wohl — vergiß mein nicht — wenn meine Seele über ferne Sterne wandelt, wird sie Deiner liebend gedenken.“ Sie verlangte ihr Porträt, mit zitternder Hand schrieb sie auf die Rückseite desselben folgende Verse:

Lebe wohl! Zum Angedenken
Nimm dies kleine Bild von mir —
Mag man mich zur Grube senken,
Bleibe doch mein Schatten Dir.

Dann gab sie mir eine Schere: „Schneide mir eine Locke ab!" bat sie; „sie soll ein Band bilden, das meinen Geist ewig an Dich fesselt. Setzt mir auf mein Grab keinen Stein — einen Rosenstrauch!" Von Schmerz zerrissen, warf ich mich auf ihr Bett; sie mußten mich wegbringen. In zwei Stunden war sie nicht mehr. Mein wilder Schmerz löste sich allmählich in dumpfe Melancholie auf. Sie ließen mich nicht zu der geliebten Leiche. Als ich aber am folgenden Tage die schwarzgekleideten Leute vor dem Hause sich sammeln sah, da machte ich mein Bruderrecht an die teure Tote geltend und verlangte entschlossen, hineingelassen zu werden. Alle Anwesenden traten zurück, als ich mit starrem Blicke und blassen Wangen hineintrat. Die liebliche Leiche lag in einem offenen Sarge; keinen Zug des edeln Gesichtes hatte der starre Tod verwischt. Ich trat heran und küßte sie auf die bleichen Lippen. Alle, die zugegen waren, zerflossen in Thränen — ich konnte nicht weinen, aber ein unnennbarer Schmerz tobte aufs Neue in mir auf. Ich wankte auf mein Zimmer. Was weiter geschehen, weiß ich nicht. Als die Glockentöne mit dumpfem Schlage auf mein Herz trafen, schauerten kalte Fieber durch meine Glieder. Die Mutter hörte einen Fall und eilte herbei. Leblos lag ich auf der Erde, das Porträt Lottchens in der Hand. Zwei Stunden glaubten sie mich tot. Der Arzt erklärte, wenn der nämliche Zustand nochmals zurückkehre und mich in einem kränklichen Augenblick treffe, so sei es mein Tod."*

* Lotte fehlt — wohl infolge mangelhafter Eintragung — in den Tauf- und Sterberegistern Gontenschwyls, ebenso im Bürgerregister der Gemeinde. Aber Pfarrer † A. Zschokke in Gontenschwyl, dem ich diese Mitteilung verdanke, notierte sich am 6. Januar 1857, als Marie Frey starb, diese habe zwei Söhne und drei Töchter gehabt, „von denen eine gestorben ist".

Damals ungefähr, als Lottchen starb, erhielt Frey den ersten Lateinunterricht, und damit war wohl, wenigstens vorderhand, die Frage entschieden, ob er Bauer werden oder sich einem gelehrten Berufe widmen sollte. Der Vater, der kaum über seine Scholle hinaussah, wünschte ihn im engen Kreise, worin er und die Vorfahren sich bewegt, bei Pflug und Sense festzuhalten, zumal seine Mittel beschränkt waren, sodaß er mit der Familie neben der Landwirtschaft noch Handweberei betrieb. Doch die Mutter, die übrigens eine sanfte Frau war und mit ihrem Manne einträchtig und glücklich lebte, setzte es durch, daß ihr Jüngster studierte.

Er kam in der Schule tüchtig voran. Im Frühling 1840 empfahl ihn die Lehrerschaft der Reinacher Bezirksschule, obschon er erst drei statt vier Klassen absolviert hatte, „mit Gewissenhaftigkeit zur Aufnahme ins Gymnasium, da er entschiedenes Talent gezeigt habe und unausgesetzt ein sehr erfreulicher, an Fleiß und Sittlichkeit ausgezeichneter Schüler gewesen sei." Die Note des Fachlehrers für Sprachen enthielt ein besonderes Lob: „Seine Aufsätze waren stets in gewählten Ausdrücken abgefaßt, seine Perioden rund, die Darstellung klar, die Auffassung des Gegenstandes tief und vollständig."

Die Lehrer des Gymnasiums in Aarau, wo Frey im April 1840 einrückte, stellten eher ein Trüpplein von wunderlichen Käuzen und scholarchischen Kuriositäten als wirkliche Schulmänner vor. Aber zwei davon machten eine entschiedene Ausnahme, nämlich der klassische Philologe Rudolf Rauchenstein und der Germanist Ernst Ludwig Rochholz. Jener, ein bekannter Gelehrter, war ein sattelfester Grieche und Lateiner, bei dem man einen gehörigen Schulsack aufgepackt bekam und in dessen Unterricht man, wie Frey sich ausdrückte, wie im Schraubstock saß. Aber er war bei allem Wohlwollen eng, bei allem Eifer ohne Geist und Phantasie, sodaß von tiefer gehender Anregung und Nachwirkung nicht die Rede sein

konnte, schon weil er sich lediglich auf eine formelle, nicht auch auf eine sachliche oder gar ästhetische Erklärung der Schriftsteller einließ. Dagegen faszinierte Rochholz durch lebhafte, in allen Farben schillernde Geisteswillkür und durch einen entschieden künstlerischen Zug die Schüler, d. h. die guten; denn die unbegabten ließ er schlankweg sitzen, wenn sie seine spröde Gunst nicht etwa unversehens durch die Mitteilung irgend welcher Sage aus ihrer engern Heimat gewannen, mochte diese Sage nun echt oder gefälscht sein. Er nahm es nämlich in solchen Dingen wie in den meisten wissenschaftlichen Fragen nicht immer genau, indem er an die Stelle gewissenhaften Studiums nur zu oft energische Subjektivität setzte, was die Jugend natürlich so wenig wie seine pädagogischen Quersprünge bemerkte. Frey gedachte seiner langehin in Dankbarkeit, bekannte auch noch ein Vierteljahrhundert nach der Schulzeit, er habe durch Rochholz die bestimmende Richtung zu geschichtsphilosophischen und philologischen Studien empfangen.* In vorgerückten Jahren jedoch, wo er den künstlerischen Problemen stets ernstlicher nachging, begann er den Einfluß des einst von ihm hoch geschätzten Mannes zu beklagen. „Ich habe," sagte er, „eine Unmasse von Büchern lesen müssen, um mir das Falsche und Schiefe wieder auszutreiben, was Rochholz in mich hineinbrachte. Er hat nie recht gewußt, worauf es in der Kunst ankommt, und was Poesie ist."

Durch seinen Lehrer angeregt, der nach den Resten volkstümlicher Überlieferung fahndete, zeichnete Frey auf der Schule neben einigen Sagen eine Reihe von Volksliedern aus seinem Heimatthale auf. Sie sind jetzt wohl, nach bald sechs Jahrzehnten, im Volke meistens verschollen; aber das Heft mit der

* Autobiogr. Skizze in: R. Weber, d. poet. Nat.-Literatur der Schweiz. III. 291.

schönen und früh ausgeschriebenen Hand erhielt sich noch.* Auch ein Märchen hob er auf, das er als freien Vortrag, wie er vom Deutschlehrer vorschriftsgemäß verlangt wurde, unter dem Beifall der Mitschüler vorlas. Diese waren überzeugt, daß er einst als Schriftsteller von sich reden machen würde.

Übrigens saßen damals auf den Bänken des kleinen Aarauer Gymnasiums mehrere junge Leute, die sich in der Folge hervorthaten. Da war Emil Welti, der spätere eidgenössische Bundespräsident; dann der geniale Mathematiker und Erfinder Amsler-Laffon, aus der Sippe des berühmten Kupferstechers stammend, und endlich Karl Schmid, der, später im medizinischen Examen gescheitert, den ärztlichen Beruf mit der Bühne vertauschte und sich als „König der Bässe" einen gefeierten Namen ersang. Mit ihm verkehrte Frey am häufigsten und begleitete ihn oft nach dem nahen Staufberg, wo Schmids Vater als Pfarrer wirkte.

Von Rochholz, der ein pfeilschneller und ausdauernder Eisgänger war, lernte Frey den Schlittschuhlauf, beteiligte sich freudig an den Waffenübungen der Kadetten und ergab sich leidenschaftlich dem Turnen. Aber schwere Krankheiten befielen ihn, so sehr er sich abhärtete. Als er einmal im Freien über dem gefrorenen Schnee am Barren übte, erkältete er sich dermaßen, daß er sich eine Nierenentzündung zuzog; um die Gespensterfurcht gründlich zu verspotten, verbrachte er einst mit Kameraden eine Nacht auf den kalten Grabsteinen eines benachbarten Dorfkirchhofes, worauf er von einer schweren Unterleibsentzündung heimgesucht wurde; und über dem Studium Kants, das ihm Rochholz angeraten, verfiel er in eine Hirnentzündung.

---

* Vergl. Taschenbuch der hist. Gesellschaft des Kts. Aargau für das Jahr 1896. S. 43.

Auch wiederholte sich, wiewohl mit geringerer Kraft, jener Anfall, der beim Tode der Schwester über ihn gekommen war: so schwer traf ihn die Zurückweisung seiner ersten schwärmerischen Liebe, die er einer jungen Aarauerin entgegentrug.

Was ihm über Manches hinweghalf und die stillen Freistunden füllte, war die Poesie. Der Dichter seines Volkes, des Schweizervolkes, zu werden, war schon damals sein Traum und ohne fremdes Zuthun in ihm erwachsen; weder Rochholz hatte Teil daran, noch Heinrich Zschokke, der würdig und liebenswürdig droben auf seinem Landgute „Blumenhalde" saß. „Ich möchte meinem Vaterlande geben, was es nie hatte — einen Nationaldichter. Und sollte dieses Vaterland undankbar genug sein — meinetwegen! gern will ich von Dorf zu Dorf ziehen, mir, wie einst der blinde Homer, mein Brot zu erbetteln, erreich' ich nur mein Ziel. Beurteile das nun, wie Du willst; wenigstens siehst Du, daß meine Seele voll heiligen Strebens nach allem Hohen ist und daß ich imstande bin, etwas aufzuopfern." (24. Januar 1843.)*

Es zeichnet ihn, daß er in den Tagen der hochstrebenden Jugend fast mehr an die Opfer denkt, die ihm als Dichter auferlegt werden können, als an Ruhm und Namen. Er ahnt seinen Beruf, er scheint aber gleichzeitig das harte Los vorauszusehen, dem er nicht entrinnen sollte. Es klingt wie Schicksalsspruch, den er später, mitten in Leid und Not, folgendermaßen formuliert hat: „Wenn bei entscheidenden Wendungen des Lebensweges eine bestimmte Ahnung wiederholt in der Seele aufzutauchen vermag, so weiß sie sich später nicht selten in derselben dauernd festzusetzen. In seinem angebornen Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften, sieht dann der Mensch jedes Erlebnis, das ihm sonst als ein zufälliges

* In den schon erwähnten Aufzeichnungen.

erschienen wäre, als den Beginn der Erfüllung dieser Ahnungen an, und so spinnt sich bald ein Zaubernetz um ihn herum, das ihm bei jedem Schritte seine verhängnisvollen Maschen entgegenhält. Dabei merkt der Arme nicht einmal, wie seine innere Kraft darob allmählich erlahmt und er sich mehr und mehr willenlos einem dunkeln Ziele entgegentreiben läßt. Der einzige Trost, den er sich bei dem ungestümen Schaukeln seines Glücksschiffleins zu geben vermag, besteht in dem Gedanken: es mußte ja so kommen, ich hab' es wohl geahnt."*

Es ging ihm nahe, sein Wesen und seine Pläne von den Seinen unverstanden zu wissen: „Aber wer, o sage mir, wer nimmt Teil an diesem Allem, wer ermuntert mich, für wen soll ich arbeiten? Meine Eltern sind alt; meine Geschwister lieben mich alle wie ihren Augapfel; aber sie können dieses Aufstreben nicht begreifen." Dann stieg das Bild der verklärten Schwester vor ihm auf: „O Lottchen, Schwester, die Du mir zu Grabe getragen wurdest, Du allein faßtest dieses Streben, weil eine ähnliche Flamme in Deinem Busen brannte!" (Jan. 1843).

Die Ferien verbrachte er im elterlichen Hause, das er von Aarau in einem Marsche von wenigen Stunden erreichen konnte; und auch über die Sonntage ging er nicht selten heim, da sich die Sehnsucht nach der Mutter geltend machte:

Weckt Dich in stillen Nächten
Nicht oft ein leises Wehn,
Zur Linken und zur Rechten
Siehst Du nicht Bilder stehn?

Die grüßend sich über Dich neigen,
Im Dunkel jetzt verwehn,
Sich schwebend wieder zeigen,
Zu Deinen Häupten stehn?

---

* Im Lande der Freiheit. 1865.

Das sind ja meine Träume,
Die zu Dir heimwärts fliehn,
Über weite, ferne Räume,
Über Berg und Thale ziehn. (1843.)

# Die Hochschulen.

1844—1850.

Im Herbst 1844 bezog Jakob Frey die Universität Tübingen, angelockt durch den Namen Friedrich Theodor Vischers. Er hörte bei ihm Ästhetik und ein Kolleg über Nibelungen und Kudrun, bei J. F. Reiff Psychologie. Schon im Frühling 1845 vertauschte er, wahrscheinlich weil Vischer in seinen Vorlesungen suspendiert wurde, Tübingen mit München, wo er mit dem Kupferstecher Amsler in Verkehr trat. Er hörte bei Lasaulx (Germania des Tacitus), Phillips (Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte), Thiersch, Prantl, Neumann (Alte, mittlere und neue Geschichte, sowie Länder- und Völkerkunde). Im August 1846 durchwanderte er Baiern und Tirol und kehrte durch das Bündnerland nach Gontenschwyl zurück. Als der Herbst kam, brach er abermals nach Tübingen auf, um bei Reiff praktische Philosophie, bei Zeller philosophische Propädeutik, bei Teuffel Geschichte der griechischen Literatur zu hören.

Im Frühling darauf verabredete er mit Karl Schmid, der in Tübingen seinen medizinischen Studien oblag, eine Fußwanderung durch den Schwarzwald in das Elsaß und die Vogesen. Nach einer Reihe schöner Reisetage gelangten sie bei Hirschau in die duftige Tannennacht des Schwarzwaldes. „Anfänglich zeigte sich hie und da, in eine Lichtung hineinge-

baut, noch ein einsames Gehöfte, die wenigen Äcker nicht selten mit altem Gemäuer umgeben zum Schutze gegen Wildschaden; bald aber war nichts mehr zu erblicken, als dunkler, hochstämmiger Tann, durch den die Straße sich Bahn gebrochen, und über zwei Stunden weit trafen wir auf keine Menschenseele. Selbst die Vögel verstummten, je tiefer wir in den Wald hinein gelangten; nur noch etwa aus der Ferne das einförmige Klopfen eines Spechtes oder ein weittönender Kuckucksruf. Da, mit einem Male, schien sich der ganze Wald mit wallenden Glockenklängen zu erfüllen, und, wie durch diesen frommen Ruf aus verborgenem Zauberschlafe geweckt, begannen von beiden Seiten aus dem Walde heraus lautlose Gestalten über die Straße wegzuhuschen, um, kaum gesehen, in dem Dickicht wieder unterzutauchen; blühende Mädchengesichter, mit feinen Spitzenhäubchen umrahmt, ältere Frauen mit phantastischem Kopfputze, der wie zwei Rabenflügel zu beiden Seiten über den Schultern schwebte; mitunter auch eine stämmige Männergestalt in langer Scharlachweste, kurzen Kniehosen und weißen Strümpfen, das Haupt mit breitrandigem, schwarzem Hute bedeckt, der an die Hutformen der Sippschaft Rübezahls erinnerte. Wir beide kamen uns auch wie plötzlich in eine Waldmärchenwelt getreten vor; denn wo waren die Kirchen, deren verlornes Geläute wir vernahmen, wo die Wohnungen dieser Menschen, die doch schwerlich unterirdische Höhlenbewohner sein konnten? — Wir wußten es nicht und verlangten es auch nicht zu wissen. Allmählich wurde es wieder still, wie es vorher gewesen, und schweigend wanderten wir selbst noch eine gute Strecke weiter, bis wir uns neben der Straße auf das schwellende Moos hinstreckten. Auch jetzt noch wollte kein Gespräch zwischen uns aufkommen, und plötzlich erhob sich Schmid, um, an den Stamm einer Tanne gelehnt, den „Erlkönig" anzustimmen. Wunderbar erschallte und verhallte die mächtige Stimme durch den weiten, stillen Wald, und uner-

sättlich rief ich mehrere Male, ohne nur die Augen aufzuschlagen, nach Wiederholung oder nach einem neuen Liede. Schmid willfahrte bereitwillig, bis er mir leise zurief, aufzusehn. Als ich's that, erblickte ich ringsum zwischen den Bäumen eine Anzahl Menschen, Männer und Frauen, die wohl auf ihren Kirchenwegen, von dem unerwarteten Gesange überrascht und angelockt, sich hier als Zuhörerschaft zusammengefunden hatten."*

Mit diesem dämmrigen Waldidyll war die Reise schon ziemlich zu Ende. Denn am nächsten Tage wirbelte Schneesturm, dem ein anhaltend schlechtes Wetter folgte, sodaß die beiden Studenten umkehren mußten.

Während des Sommersemesters 1847 beteiligte sich Frey an den Übungen des philologischen Seminars und hörte bei Vischer Ästhetik und Literaturgeschichte, bei Haug Geschichte der modernen Staatsentwicklung.

Inzwischen richteten sich seine Blicke immer gespannter nach dem Vaterlande, dem der Bürgerkrieg stets näher rückte. Er hatte sich schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, von der Hochschule weg der Heimat zuzueilen, entschlossen, als Freiwilliger unter die eidgenössischen Fahnen zu treten, wenn der Kampf der Tagsatzungsmehrheit gegen den Sonderbund durch Waffengewalt entschieden werden sollte. Was diesen Entschluß in ihm reifte, war weniger ein besonderer Enthusiasmus als die Überzeugung, „daß der Zustand der Schweiz ein anderer werden müsse, wenn sie als Staat irgend einmal wieder ihre frühere Bedeutung gewinnen wolle." Als er daher am 30. Oktober von seinem Bruder einen Brief erhielt, worin die Eltern seine unverzügliche Heimkunft forderten, weil der Krieg vor der Thüre stehe, entschied er sich rasch und setzte sich mittags

---

* Dr. C. Schmid. Schweiz. Miniatur-Almanach 1874.

den 31. Oktober in die Post. Er gelangte über Donaueschingen und Schaffhausen nach Zürich, das von Trommeln und Trompeten erschallte und mit Soldaten aller Waffengattungen angefüllt war. Den folgenden Morgen fuhr er mit der Eisenbahn bis Baden und von da wieder mit der Post nach Aarau, wo er müde und abgespannt bei einbrechender Nacht anlangte. Als er nach dem Aussteigen träumend bei der Post stand und die hellerleuchteten Straßen hinuntersah, der Jahre gedenkend, die er hier verlebte, weckte ihn plötzlich aus seinem Brüten das laute Kommando eines Soldaten, der eben die Wache auf den Posten führte. Da ihm die Stimme bekannt vorkam, so wandte er sich und erkannte seinen Bruder. „Brav, daß Du da bist,“ bewillkommte ihn dieser, drückte ihm die Hand und schritt weiter.

Spät nach Mitternacht erreichte Frey das elterliche Haus, wo Alles still und lautlos war. Nur im Zimmer des Vaters brannte ein mattes Nachtlicht, kaum die dichtverhängten Fenster erhellend. Übermannt von alten Erinnerungen, mußte sich der Sohn eine Weile auf die Bank niedersetzen, ehe er die Schwelle betrat, über die er den ersten Gang seines Lebens gethan. An der Wand der Wohnstube hing sein schon vor Jahren gezeichnetes Bild von weißem Flor überhangen. Wie ein ahnender Schauer überrieselte es ihn, er sehe sich selbst im Leichentuch. Aber diese Ahnung trog. Er kam heil und unversehrt aus dem kurzen Feldzug zurück, den er als Adjutant des Aarauer Obersten Rothpletz mitmachte.*

Kaum war der Friede gesichert, so wandte sich Frey wieder nach Tübingen, um die Vorlesungen weiter zu hören, nämlich Geschichte der Malerei und über Shakespeares Tragödien bei Vischer und neueste Geschichte bei Haug.

* Die Reise von Tübingen nach Gontenschwyl schildern einige offenbar bald nach dem Sonderbundskriege niedergeschriebene Blätter.

Der Frühling 1848 führte ihn abermals in die Schweiz. So kurz und stürmisch der Aufenthalt im Vaterlande gewesen war, er hatte ihm doch energisch verdeutlicht, daß es, besonders in Ansehung der magern Mittel, nun an der Zeit sei, die Studien abzuschließen und sich nach einer Stellung umzuthun. Hiezu schien ein Jahr auf einer vaterländischen Hochschule das Zweckdienlichste. Er ging nach Zürich, wo er, namentlich durch J. J. Hottinger beeinflußt, sich auf schweizerische Geschichte und Verfassungsgeschichte verlegte. Blätter mit Auszügen aus Schweizer Chronisten und Rechtshistorikern, sowie die Überschriften zweier eigener, bruchstückweise erhaltener Arbeiten bezeugen dies. Die eine lautet: „Zur Geschichte des demokratischen Prinzips in der Schweiz," die andere: „Ursprung, Schicksale und Fortschritte der bürgerlichen Gemeindefreiheit innerhalb des Gebietes der heutigen Eidgenossenschaft."

Es geschieht nicht selten, daß angehende oder vermeintlich angehende Dichter, weil sie unberaten oder übelberaten sind, während der Lehrjahre die Aneignung positiven, zum Broterwerb erforderlichen Wissens und nötiger Fachkenntnisse versäumen, sodaß sie dann steuerlos auf dem rauhen Meere des Literatentums herumtreiben, ohne jemals zu den glücklichen Inseln des Erfolges und reifer Kunst zu gelangen.

Halb und halb erging es Jakob Frey so. Er hatte zwar seine Zeit zu Rate gehalten und seine Studien beinahe ohne alle und jede poetische Anwandlung betrieben, die ihn von der Hauptsache hätte abziehen können. Aber sein Unstern wollte es, daß ihn Hottinger auf eine Stelle hinlenkte, die noch gar nicht bestand und deren Schaffung auch außerhalb seiner Macht lag, nämlich auf eine Professur der Philosophie an der eidgenössischen Hochschule, deren Gründung, wie es damals schien, nur noch die Frage kurzer Zeit war. Um diesem Lehrstuhl völlig zu genügen, sollte Frey, so lautete der Rat des Zürcher Gelehrten, zur Ausdehnung und Vertiefung seines Wissens

nach Tübingen zu Vischer zurückkehren; die Krönung seiner Studien durch den Doktorhut und die Eröffnung der eidgenössischen Universität würden dann ungefähr zusammentreffen.

Daß er diesem wohlgemeinten Rate folgte, war Freys Verhängnis. Jetzt hatte er noch die Möglichkeit, leicht in bürgerliche Thätigkeit und Stellung hineinzukommen; jetzt bestand noch die gute Aussicht, die vorhandenen vielseitigen Kenntnisse abzurunden und etwa pädagogisch zu verwenden, obgleich sie nicht allzusehr auf ein Amt zugeschnitten waren. Später aber mußte er nehmen, was sich gerade bot. Denn schon jetzt war sein karger Anteil am väterlichen Erbe verbraucht und Frey darauf angewiesen, die Studien mit fremdem Gelde zu vollenden, das er nur mühsam und in kleinen Posten aufzubringen vermochte.

Schon zu Beginn des Wintersemesters 1848/49 rückte er wieder in Tübingen ein, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Nach seiner Gepflogenheit belegte er auch jetzt nicht viele Vorlesungen, sondern führte mehr das Leben eines Privatgelehrten; aber er arbeitete das Gehörte gründlich durch, wie auch seine Kollegienhefte wahre Muster von Nachschriften darstellen. Dabei ging er den studentischen Freuden nicht aus dem Wege; er war im Gegenteil ein richtiger, ein fröhlicher und gemütlicher Student: eine Rückschau auf jene Tübinger Jahre gehörte zu den spärlichen Sonnenblicken seines spätern Lebens. Er war damals Präses der Schweizergesellschaft Helvetia. „Seine gediegenen Kenntnisse," berichtet einer seiner Studiengenossen,* „sein Fleiß und sein gesetztes Wesen erwarben ihm die allgemeine Achtung der Kommilitonen. Er hat dieselben auch stets zu tüchtigem Studium anzuregen gesucht. Er hielt auf an-

* Pfarrer J. J. Kübler aus Neftenbach (Brief vom 17. I. 76). Ähnlich äußert sich mündlich Pfarrer J. Müri in Schinznach, der seinem Kommilitonen ein warmes Andenken bewahrt.

ständiges Maß und ehrbare Sitte, wodurch er auf die Mitglieder unserer Gesellschaft einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Ich habe bemerkt, daß er die Menschen mit objektiver Genauigkeit beobachtete, die Charaktere förmlich studierte und daher schon in seinen Jünglingsjahren eine überraschende Menschenkenntnis besaß."

Anziehend wirkte seine Friedfertigkeit, die manchen Streit verhütete, manchen schlichtete. Sie fiel um so schwerer ins Gewicht, als er ein untadeliger Schläger von seltenen Vorzügen war, der in keiner seiner vielen Mensuren unterlag und dessen Tiefquarten und Hochterzen nicht leicht Einer parierte; namentlich legte er es darauf ab, hochfahrende Gegner, die ihn an Leibeslänge überragten, mit der sogenannten Gießener Terz abzuführen. Übrigens wurde seine Gewandtheit noch von seinem Mute übertroffen: kaum notdürftig eingeschlagen, trat er den gefürchtetsten Fechtern gegenüber. Auch beim Reiten kam es ihm gelegentlich auf ein waghalsiges Stücklein nicht an: mehrmals sauste er mit einem ungerittenen Pferd davon, bis es niedersank. Er war ein eifriger Jäger und benutzte, so oft es ihm die Zeit gestattete, den Zutritt zu herrschaftlichen Jagden, den die adeligen Jagdbesitzer in der Umgebung von Tübingen schußfertigen Studenten gerne gewährten. Ein bezeichnendes Jagdabenteuer, das sich übrigens nicht unter vornehmen Sportsleuten, sondern unter Bauern zutrug, erzählt er in seiner Biographie des Sängers Karl Schmid: „Wir (Schmid und Frey) fühlten uns aufs Tiefste empört, als sich die ersten Thaten der achtundvierziger Volkserhebung im Schwabenlande gegen die harmlose Tierwelt kehrten. Das Volk wollte sich dadurch natürlich gegen das adelige Privilegium der ausschließlichen Jagdberechtigung wehren; aber gleichwohl — es war ein grausames Morden, das alles waidmännische Gefühl verletzen mußte. Jeder, groß und klein, wer sich auch nur halbwegs getraute, ein Schießgewehr

zu handhaben, lief hinaus, um mitten in der Paarungszeit in Feld und Wald wegzuschießen, was ihm eben erreichbar war. An einem Sonntagnachmittag befanden Schmid und ich uns in einer Dorfwirtschaft, eine kleine Stunde von Tübingen entfernt, wo wir ziemlich regelmäßige Gäste waren, als der Bericht kam, daß im benachbarten Buchenwalde ein prachtvoller Hirsch liege, und zwar hart am Waldrande. Im Augenblicke waren die Wirtssöhne mit einem Trupp anderer Dorfbursche bewaffnet, denn damals schossen die Waffen allerorten förmlich aus dem Boden hervor, wie Pilze nach dem Regenwetter. Wir beide mußten, wohl oder übel, ebenfalls mit; waren wir doch die einzigen, die schon bei solcher Hochjagd gewesen und auf deren Schuß mit einiger Sicherheit zu rechnen war. An der bezeichneten Stelle angelangt, ließen wir das Gebüsch, in dem das Wild liegen sollte, von einem Teil der Bursche umstellen, ordneten die übrigen einem offenen Waldweg entlang und postierten uns selbst am untern Ende desselben. Und in der That, schon nach wenigen Minuten kam das Tier, ein prächtiger Achtender, den Weg herabgesetzt, hocherhobenen Hauptes, als ob es im Vollgefühl seiner Schönheit zur Parade zöge. Drei, vier Schüsse knallten, ohne daß der Hirsch nur das stolze Geweih gezuckt oder zu einem raschern Satze ausgeholt hätte. Jetzt aber legte Schmid an, und nun mußte das stattliche Tier — es durchzog mich ein eigentümlich schmerzliches Mitleidsgefühl — aller Wahrscheinlichkeit nach im nächsten Augenblicke doch zusammenbrechen. Plötzlich aber setzte Schmid wieder ab, rief mir, der in angemessener Distanz unter ihm am Wege stand, unser altes Kadettenkommando: „Präsentirt G'wehrrr!" zu, und mit lachendem Bravo hielt ich meine Flinte steif und senkrecht vor die Brust, wie mir's ehedem auf dem Aarauer Exerzierplatze eingedrillt worden war. So passierte der Hirsch, gleich einem großen Herrn, unbelästigt auch an mir vorüber. Verblüfft, ärgerlich und mit kaum unterdrückten Flüchen kamen

unsere Begleiter herbeigelaufen; wir beide aber lachten nach Herzenslust."

Allgemach neigten sich die Studientage, und damit war die schönste Zeit in Freys Leben zu Ende. So sehr er in allen Dingen Maß hielt und so haushälterisch er mit seinem magern Beutel umging, er war doch ein fröhlicher Student, dessen treuherzige, übrigens feine und eher schweigsame Gemütlichkeit es den Meisten anthat, von hübschem Gesicht, von gutem Wuchs, von aufrechter Haltung, sodaß er den Cerevisnamen Lord erhielt. Mancher erkannte ihn später nur mit Mühe wieder, nicht weil er, wie so viele studentische Größen, ein hausbackener Philister geworden wäre, sondern weil ihn das endlose Ungemach verbittert und verdüstert hatte.

---

## Aarau. Der Schweizerbote.

1851—1856.

So ungern und gedrückt hatte Frey den Heimweg von der Universität niemals angetreten, als jetzt, wo er sie für immer verlassen sollte. Was ihm das Herz beengte, war nicht der Abschied von der frohen Zeit, sondern die Aussicht auf die verschleierte, ungewisse Zukunft. Trüb wie die Heimfahrt waren die ersten Monate im Vaterlande. Verwandtschaft von Ansehen, Gönner von Einfluß besaß er nicht, irgend einen einsichtigen Berater ebensowenig. Jene bange Zeit mit ihren tastenden Hoffnungen und wankenden Entschlüssen erschien ihm bis ans Ende ein verhängnisvoller Abschnitt seines Lebens. „Nach meiner Rückkehr von der Universität verlebte ich einige Monate in Gontenschwyl, ohne Rat und Anregung, ja ohne

irgendwelche verständige Teilnahme meinem Schwanken am Scheidewege überlassen. Hätte sich mir damals, eben auch für einige Wintermonate, ein Freundeshaus geöffnet wie nun F. — ich bin ganz fest überzeugt, mein ganzer Lebenslauf hätte einen höhern Schwung genommen und es wäre mir mancher Kampf erspart geblieben, der seine Narben eben doch nie mehr verwischen läßt."*

Es handelte sich jetzt nicht um die Frage, was er werden konnte und wollte, sondern vielmehr darum, was er nun werden mußte. Schon im Jahre 1847 hatte er eine Erzählung geschrieben „Der arme Heinrich", die im „Neuen schweizerischen Unterhaltungsblatt" gedruckt wurde. Seither hatte er mit Rücksicht auf die Studien, nicht weil ihm die Lust mangelte, allen dichterischen Versuchen entsagt. Wenn er sie jetzt wieder aufnahm — leben konnte er davon nicht. Auch lag es damals noch nicht in seiner Absicht, sich ohne näheres, praktisches Ziel der Schriftstellerei zu widmen.

Da that sich anscheinend eine Thüre auf, als im Dezember 1850 der Ratsschreiber Wagner, der sich übrigens auch als Dichter versuchte, in den aargauischen Regierungsrat gewählt und dadurch die von ihm bisher bekleidete Stelle frei wurde. Aber da er sich in der Voraussicht, daß es ihm im neuen Amte vielleicht nicht behagen möchte, den Rücktritt ins alte ausdrücklich vorbehalten hatte, so sah die Regierung von der Ernennung eines eigentlichen Nachfolgers ab und übertrug die Ratsschreiberfunktionen anderen, schon vorhandenen Kanzleibeamten.** So mißriet Frey gleich der erste Versuch, in den Staatsdienst zu gelangen. Er kam auch nie hinein.

Es fand sich eine andere Versorgung, nämlich die Redaktion des „Schweizerboten", den Heinrich Zschokke lange Jahre ge-

---

* Brief an Döffekel vom 17. Dez. 1863.

** Nach gefl. Mitteilung von Staatsschreiber Dr. A. Zschokke in Aarau.

führt hatte und der eben damals täglich zu erscheinen anfing. In jenem Jahrzehnt dachte, wenigstens im Kanton Aargau, noch kein gebildeter Mensch daran, aus der „Zeitungsschreiberei“ mehr als eine gelegentliche Nebenbeschäftigung zu machen, sodaß Freys Studienfreunde, die sonst etwas von ihm erwartet hatten, zu seinem Entschlusse den Kopf schüttelten. Allein der Beruf eines Journalisten entsprang seinem innersten Bedürfnis: durch und durch ein idealer Achtundvierziger, wollte er auf das Volk wirken, aus dem er hervorgegangen war, er wollte es heben und bilden; er wollte, so weit dies in seinen Kräften lag, auch helfen. Sein Absehen war namentlich auf die Hebung sozialer Mißstände gerichtet, dermaßen, daß, wenn er heute wieder erschiene, er unter den Schweizer Sozialreformern vom Ende dieses Säculums nach Ziel und Hauptsache sich so heimisch fühlen würde, als ob kaum eine Woche, geschweige denn ein halbes Jahrhundert seit der Stunde verflossen wäre, da er als junger, hoffnungsfreudiger Redaktor zum ersten Mal die Feder eintauchte.

Schon als Student, im Jahre 1846, hatte er einen Aufsatz über „Die schweizerische Journalistik“ geplant. Er notierte sich in einem ursprünglich als Tagebuch bestimmten Hefte Folgendes: „Einfluß der Journalistik überhaupt — Forum des Altertums — die schweizerische Journalistik und die ausländische. Einfluß und Stellung der erstern dem Volke gegenüber. Bildungsstand des Volkes. Bildungsstand des Journalisten. Moralische Wechselwirkung. Vorschläge.“ Auf einem folgenden Blatte schrieb er: „Börne IV, 27. Brief. Die große Idee einer National-Association zur Verteidigung der Presse hat Wirth* (Herausgeber der Tribüne) zugleich besprochen

* Johann Georg August Wirth (1798—1848), Herausgeber der „Deutschen Tribüne“.

und ausgeführt. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt und nötigenfalls für die Familien derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigentum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redakteur eines liberalen Blattes wird aus der Kasse bezahlt. Die Journalisten werden als Beamte des Volkes angesehen und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisieren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegenzusetzen und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volkes anzusehen, schwebte mir schon längst vor Augen." Auch von der künstlerischen Seite suchte er dem Gegenstand beizukommen, wie eine unmittelbar folgende Notiz ergibt: „Ein schweizerischer Journalist. Ein Charakterbild. (Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Menge war zu allen Zeiten eine Hauptursache der Bürgerkriege.) Napoleon im Tischgespräch zu Beaucaire (als Motto zu gebrauchen)."

Bald nach Beginn seiner redaktionellen Thätigkeit bildete er mit einigen Gleichaltrigen und Gleichgesinnten einen kleinen Verein, der sich „Jung Aargau" nannte. Mit den Initialen dieser zwei Wörter, die zugleich die Anfangsbuchstaben seines Taufnamens darstellten, zeichnete Frey manchen seiner Artikel. Er verstand volkstümlich zu schreiben, ohne je demagogisch zu werden; er war, wenn Not an Mann kam, scharf, ohne zu verletzen; denn es stak ihm tief im Blut, den Gegner zu achten und auch im Zorne glimpflich mit ihm zu fahren. Wegen ihrer Wärme, Klarheit und Abrundung lesen sich manche seiner Artikel noch heute angenehm. Er nahm es nicht leicht, weder mit der Sache, die er vertrat, noch mit der Arbeit, wie eine

Menge in jener Zeit entstandener Aufzeichnungen und Entwürfe ersichtlich machen.

Seine journalistischen Lehrjahre fielen übrigens in eine üble Zeit, da infolge mehrjähriger Verfassungswirren die liberale Partei des Kantons Aargau, in deren Reihen er stand, völlig deroutiert war.

Als er auf der Redaktionsstube eingewohnt war, begann er sich seinen dichterischen Plänen zuzuwenden und schrieb in weniger als zwei Jahren ungefähr ein Dutzend kleinere Erzählungen, die meisten für das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt", so „Blond-Röschen", „Ein Frauenlos", „Ein Taugenichts", „Der Breitenhans", „Das verlassene Haus", „Zum Samariter"; die Hälfte davon wurde zu Stahlstichen verfaßt. Vier Erzählungen von geringem Umfang veröffentlichte er 1853 im „Schweizerischen Jugend-Almanach", den, wie das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt", Karl Gutknecht in Bern verlegte. In das Beiblatt des Schweizerboten schrieb er „Der Patriote" (später umgetauft in „Der Statthalter") und für den von Tschudi redigierten „Illustrierten Kalender für die Schweiz" die ergreifende Novelle „Eine Dorfehe".

Ungefähr in den nämlichen Universitätstagen, als er sich über Ziel und Vorhaben des Journalisten Rechenschaft abzulegen suchte, hatte er einige Gedanken über die Dorfgeschichte aufgezeichnet, die ihm zum größten Teil langehin maßgebend blieben. „Ich werde," heißt es in einem an Redaktor Gutmann in Bern gerichteten Brief, „die Personen meiner Erzählungen aus meiner Heimat wählen und zwar so, wie ich sie kennen gelernt und nicht, wie sie einst mein Großvater geträumt. Dabei wird auch eine neue Richtung zum Vorschein kommen, nämlich der Kampf, den die Industrie, das Fabrikwesen und -leben, hauptsächlich in moralischer Beziehung, gegen althergebrachte Einfalt führt" (20. Okt. 1846). Vor allem aber betonte er in diesem Briefe und in einer beiläufigen Ein-

tragung die Notwendigkeit, die Dorfgeschichte mit politischen Elementen zu durchsetzen: „Wie die bukolische Poesie einen historischen Boden suchte bei Virgil, wie das idyllische Epos von Voß einen historischen Boden fand bei Goethe, so muß sich auch notwendig die Dorfgeschichte an die Landesgeschichte anlehnen, und nur dadurch wird z. B. die schweizerische Dorfgeschichte auch ihre Unterscheidungszeichen finden vor der Schwarzwälder Dorfgeschichte . . . Die Schweiz mit ihren Freischarenzügen bietet die herrlichste Unterlage. Eine schweizerische Dorfgeschichte ohne Geschichte ist überhaupt ein Unding."

Schon damals, 1846, notierte er sich verschiedene erzählende Motive, so. z. B. „Die verlassene Hütte," einen Vorwurf, den er 1853 ausführte. (Später: „Das verlassene Haus.")

Die eifrige poetische Hervorbringung erlitt plötzlich einen Unterbruch. Es waren die Liebesgötter, die dem Dichter die Feder aus der Hand wanden. In der Kirche zu Unterkulm, gerade da, wo Christian in der Erzählung „der Statthalter" Untervogts Röschen sieht, erblickte er im Spätjahr 1852 zum ersten Male Rosina Hunziker (2. II. 1830 bis 2. IV. 1890); sie ist auch unter Röschen verstanden. Es gelang bösen Zungen beinahe, das Verhältnis zu lösen, was ihn so niederdrückte, daß er ernstlich daran dachte, nach München überzusiedeln. Das Gedicht „Wiederkehr", 1854 gedruckt*, aber wohl früher entstanden, mag eine Klage aus jenen dunklen Tagen sein, wo er auf die Geliebte glaubte verzichten zu müssen.

„Wo ist der Frühling?" fragt' ich überall.
Die Leute sagten: „Er ist fortgezogen."
Da fragt' ich sie: „Wo ist die Nachtigall?"
Und Alle sagten: „Die ist fortgeflogen."

Da wies ich nach dem braunen Dache dort,
Ich fragte nichts — mein Herz war zu beklommen; —

---

* Neues schweiz. Unterhaltungsblatt 1854, S. 125.

Da sprachen sie: „O, die ist lange fort;
Ein fremder Mann hat sie mit sich genommen.“

Ich aber schwieg. — Lenz, Lied und Lieb ade! —
Nicht länger konnt' ich meinen Thränen wehren;
Wohl ist ein großes Leid das Scheideweh —
Doch weher thut ein solches Wiederkehren!

Die Verstimmung hielt jedoch nicht vor, und am 3. März 1854 führte er die Braut heim.

Mittelgroß, schlank, mit dunklem, vollem Haar, rehbraunen, glänzenden Augen, blühender Gesichtsfarbe und schönen Zähnen, war meine Mutter eine anziehende Erscheinung. Sie war eine treue, besorgte, aufopfernde Gattin, gottvertrauend im Leid, im Mißgeschick ausharrend und wachsend, mutig bis zur Schärfe. Ein einfacher, fast großer Zug ging durch ihr Wesen, der sie, die doch fast gänzlich Ungebildete, vor den meisten der weiblichen Kleinlichkeiten behütete. Leidenschaftlich und ganz in Haß und Liebe, verriet sie das zuweilen herbe, aber tapfere Wesen der Volksfamilie, die ursprüngliche Farbe und Kraft der Scholle, ganz im Gegensatz zu ihrem Manne, hinter dem niemand eines Bauern Kind gesucht hätte. Was sie über ihres Gleichen hinaushob, war eine tiefe, feine Empfindung. Sie gehörte zu den latenten Dichternaturen, die, ohne je eine Zeile geschaffen zu haben und auch ohne die schöpferische Fähigkeit dazu, im Grunde mindestens so sehr Poeten sind, als Mancher, der eine halbe Bücherei voll gereimt hat. Auch das war bei ihr eine Gabe aus erster Hand: denn mit vierzehn Jahren aus der Dorfschule entlassen, hatte sie keine weitern Kenntnisse erwerben können; freilich steckte künstlerische Begabung in der Familie ihrer Mutter, aus welcher ein Maler, Johann Rudolf Huber*, hervorging.

---

* 14. März 1797 bis 27. Dezember 1862. (Nach gefälliger Mitteilung von Herrn Dr. Walther Merz in Aarau.)

Leider war die ganze Art meiner Mutter zum Teil durch die zarten und überaus sensitiven Nerven bedingt. Von früh an wurde sie von Bangigkeit und Ängsten aufgescheucht und gejagt und verbrachte die letzten zehn Jahre ihres Lebens in, freilich oft gelichteter, Umnachtung.

Diese wäre ihr vielleicht erspart geblieben ohne die unaufhörlichen Sorgen und Kümmernisse, die hinter dem Altar auf sie lauerten. Sie brachte ihrem Gatten außer dem bescheidenen Hausrat nichts mit als drei Batzen und ein altes Gebetbuch. Und so setzte sich denn die Not mit an den Herd. Freys Redaktionsgehalt war zu gering und die gelegentlichen Honorare zu elend, als daß er sich der Universitätsschulden hätte entledigen können, so unbedeutend sie im Grunde waren. Als er 1852, zwei Jahre vor seiner Verheiratung, eine wenig mehr als hundert Franken betragende Schuld nicht völlig zu bezahlen vermochte und daher gepfändet wurde, stellten Weibel und Pfändungsbeamte fest, daß er außer einigen Büchern lediglich eine alte Flinte, einen Waidsack und ein Fernrohr besaß, Gegenstände, die insgesamt nicht einmal die Höhe des Schuldenrestes von sechsundfünfzig Franken erreichten. So übel war es noch mit ihm bestellt, als er heiratete.

Nachdem der Kanton Aargau 1852 eine neue Staatsverfassung erhalten und die liberale Partei sich wieder aufgerichtet hatte, beteiligte sich Frey lebhafter als vorher an der Politik. Er wurde Ende 1854 von seiner Heimatgemeinde Gontenschwyl in den großen Rat und 1855 von diesem sofort zu seinem Sekretär und zum Mitglied wichtiger Kommissionen gewählt, sodaß er nun auf dem besten und seinen Studien und Wünschen am ehesten zusagenden Wege zu sein glaubte. Aber gerade der rasch gewährte und volle Einblick in das Triebwerk der Staatsmaschine schreckte ihn gründlich ab und befreite ihn für immer von der Sehnsucht nach einer politischen Rolle. Ungeachtet seiner Menschenkenntnis und seiner geschichtlichen

Einsicht war er zu sehr Idealist und Doktrinär geblieben, um zu begreifen, daß die Politik im Grunde ein Handel ist, bei welchem schließlich Gewalt und Macht entscheiden; er vermochte sich nicht darein zu finden, daß eine ganze Partei so gut wie der Einzelne, der zu ihr zählt, in die Lage kommen kann, sich zu Dingen zu bequemen und sogar ohne Not zu Mitteln zu greifen, die den gepredigten Grundsätzen schnurstracks zuwider laufen; und es widerstrebte ihm, durch Dick und Dünn mit einer Partei zu gehen und auf Jegliches zu schwören, was sie predigte und that.

Namentlich konnte er das an Dritten begangene Unrecht nicht hinunterwürgen, ob es ihn etwas anging oder nicht, während er selbst Angriffe, Kränkungen und Unbilden aller Art meistens gelassen ertrug, wie er auch die körperlichen Schmerzen, an denen es ihm bei seinen vielen Krankheiten nicht fehlte, ruhig erduldete. Als er gegen das Ende seiner Schulzeit im heimatlichen Dorfe einmal unter einem Busche hingestreckt träumte, packte ein herabstoßender Sperber vor seinen Augen einen Buchfinken, der eben mit dem Weibchen das Nest baute. Frey lief zornig und so eilig nach Hause, daß ihm das von Schwester Lotte gestickte Käppchen vom Kopfe flog, riß hastig die Flinte von der Wand und lud sie. „Bist doch immer noch der alte," lächelte die Mutter, nachdem sie den Grund seiner Aufregung erfahren hatte. Einen ganzen Tag lag er vergeblich unter dem Busche auf der Lauer. Schon mit dem nächsten Frührot legte er sich abermals in den Hinterhalt, bis er den Raubvogel heruntergeholt hatte.

Ein Vorfall aus meiner Jugend, er fällt wohl ins Jahr 1865, ist mir deutlich in Erinnerung geblieben. In Bern wohnte im gleichen Hause mit uns, einer richtigen Mietkaserne, neben mancher andern Familie auch ein Landjäger, der seinen Jungen aus erster Ehe, einen harmlosen und stillen Kamera-

den, oft jämmerlich und grundlos prügelte, später übrigens nach Südamerika auswanderte und dort, wie wenigstens die nach Ausgleich und Vergeltung lechzende Volksfama berichtete, gehängt wurde. Eines Abends nun liefen die Hausbewohner wieder vor der Thüre des bösen Gesellen zusammen, weil der mißhandelte Knabe zum Erbarmen schrie. Mein Vater, der eben von einem Spaziergang heimkehrte, trat auch herzu und fragte im Lärm der Weiber und von den herbeigetragenen Lichtern beschienen, denn die Nacht war eben eingebrochen, den wegen des Auflaufs wütend vor die Thüre stürmenden Landjäger ruhig nach der Ursache der Mißhandlung. Dieser aber, ein stattlicher und kräftiger Mann, sprang zurück, holte eiligst seinen Säbel und fuchtelte damit herum, sodaß der Haufe der Weiber und Kinder auseinander stob und der Tumult ärger als vorher durch das Haus scholl, auf dessen Treppen die Bewohner lärmend, verwünschend und fluchend wie Lemuren herumfuhren und für Frey fürchteten, der unerschrocken stehen blieb, von Neuem Auskunft verlangend. Jetzt drang der Rasende mit der blanken Waffe auf ihn ein, erhielt aber von dem geübten Fechter mit dem Spazierstock einen so flinken und kräftigen Schlag über das Handgelenk, daß er sich schleunig aus dem Staube machte. Er ging wirklich fortan mit den Schlägen sparsamer um, und sein Junge sah etwas bessere Tage.

Dieses lebhafte Rechtsgefühl, dieses Einstehn und Eintreten für Andere war ein hervorstechender Zug in Freys Charakter; doch welche bittern Früchte mußte er dem Redaktor tragen, der, wenigstens in einer disziplinierten Partei, vielleicht mehr als jeder Andere zu schweigen, Zugeständnisse zu machen, durch die Finger zu sehen hat?

Aus den unruhvollen Irrgängen kantonaler Politik rettete sich Frey in das stille Paradies der Poesie. Zeitlebens ein fast leidenschaftlicher Freund der Einsamkeit und des Land-

lebens, hatte er außerhalb der Stadt Aarau eine Wohnung bezogen im sogenannten Lindenhofe oder, wie das Gut heute ausschließlich heißt, in der Baumschule. Er besuchte damals mit Vorliebe die Schwurgerichtssitzungen, weil es ihn drängte, die Verhältnisse und Leidenschaften zu erkennen, die den Menschen zum Verbrecher werden lassen. Es entstanden in jener Zeit mehrere kleine feine Seelengemälde, meistens zu Bildern, wie z. B. das Meisterstück, das er wohl nicht mehr übertraf: „Kindersegen" (1856).

Auch bei ihm kehrte der Kindersegen ein. Im Februar 1855 wurde ihm der erste Sohn, Adolf, geboren, im Mai 1856 der zweite, Emil, der 1895 als Direktor der Schweizerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich starb.

Mit niemand verkehrte er damals häufiger, als mit dem Freunde E. Rothpletz, der im nahen Erlinsbach als Pfarrer lebte. Hin und wieder sah er auch E. L. Rochholz, dem er mit der Frau zu der Sammlung alemannischer Kinderlieder und Kinderspiele* manche wertvolle Gabe beisteuerte. Poetische Gegenstände erörterte er zuweilen mit dem dichterisch veranlagten Kanzlisten Siebenrock, zumeist aber mit dem Oberrichter und Lyriker Eduard Dössekel,** wenn dieser von seinem drei Stunden von Aarau entfernten Landhause in Seon zu den Obergerichtssitzungen nach der Kantonshauptstadt kam. Er wurde Frey ein verständnisvoller und treuer Freund und hielt bis ans Ende mit Rat und That zu ihm, obgleich er zu Verstimmungen neigte und sich leicht verletzt fühlte.

---

* Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. 1857.

** 29. Okt. 1810 bis 14. April 1890.

# Bern. Die Berner Zeitung.

1856—1861.

Nach dem entschiedenen und endgiltigen Verzicht auf eine thätige Teilnahme an der Politik konnte Frey der Aufenthalt in der engern Heimat und die Führung des „Schweizerboten" kaum mehr anziehen, zumal in Anbetracht des geringen Gehaltes. So wies er einen Antrag des Verlegers Gutknecht, mit dem er schon seit zehn Jahren in Verkehr stand, nicht von der Hand, wiewohl er nicht eben verlockend klang. Gutknecht hatte 1854 die „Berner Zeitung", das Organ der bernischen Radikalen, käuflich an sich gebracht, als die Gesellschaft, die das Blatt gegründet, für dasselbe keine weitern Geldopfer mehr bringen wollte. Nun suchte er nach einem neuen Redaktor, wozu ihm Frey gerade der rechte Mann schien. Die Arbeitszeit, schlug er vor, sollte im Tag höchstens vier Stunden betragen, ein Unterredaktor die eigentliche Arbeit besorgen, Frey nur mehr die Leitung übernehmen, freilich ohne mit seinem Namen zu zeichnen und allenthalben Gutknechts Entscheidung vorbehalten; dazu sollte er für das „Neue schweiz. Unterhaltungsblatt", dessen Eigentümer Gutknecht gleichfalls war, monatlich ungefähr anderthalb Druckbogen Erzählendes liefern: alles das für ein Jahresgehalt von 1800 Franken. Als Frey zauderte, erhöhte Gutknecht die Summe auf 2000 Franken. Aber der Dichter widerstand, da er sich nicht durch die Zusage binden wollte, im Jahr achtzehn Druckbogen für das Unterhaltungsblatt beizusteuern. Schließlich einigte man sich auf 1500 Franken Redaktionshonorar und fünfzig

Franken für den Druckbogen Erzählendes; d. h. Frey ging am ersten September 1856 auf diese Vorschläge hin nach Bern, ohne vorläufig den Vertrag zu unterschreiben, im Glauben, an Ort und Stelle seiner Thätigkeit bessere Bedingungen zu erlangen. Vertrauend, wie er war, bedachte er wohl nicht hinreichend, daß er in seiner Geldnot dem Verleger den Sack nicht vor die Füße werfen konnte, wenn ihm Mann und Dienst nicht mehr gefielen. Auch wenn er es bedachte, mochte er sich mit dem Gedanken trösten, daß in Bern für ihn immerhin mehr zu hoffen stand, als in dem kleinen Aarau.

Von schweren Unterleibskrämpfen befallen, mußte er unterwegs nach Bern in einem Solothurner Gasthof liegen bleiben, wo der herbeigerufene Arzt nicht wenig erstaunte, in dem fremden Patienten einen Tübinger Universitätsfreund zu erkennen. Noch nicht völlig hergestellt, setzte er die Reise fort und trat die Arbeit unverzüglich an, die sich freilich größer zeigte, als er nach Gutknechts Zusicherung erwartet hatte.

Über die Aufnahme und sein Leben in Bern, sowie über seine Stimmungen geben Briefe Aufschluß, die er an die Frau schrieb. Sie konnte nämlich, da sich der Aufbruch nach Bern ziemlich rasch vollzog, ihrem Manne nicht gleich folgen und blieb, weil sich eine entsprechende Wohnung in der Bundeshauptstadt sehr schwer auftreiben ließ, mit den Kindern beinahe ein halbes Jahr bei ihrem Vater in Oberkulm.

(9. Sept. 1856.) . . . „Mit Gutknecht habe ich den Vertrag noch nicht abgeschlossen. Diese Woche gibt es eine Versammlung von Regierungsräten, andern Beamten und liberalen Advokaten u. s. w., die von Stämpfli veranstaltet wird, um sich zu besprechen, wie die Berner Zeitung allseitig unterstützt, ich selbst aber in eine aufmunternde Stellung gebracht werden könne. Mit meiner Aufnahme hier bin ich sehr zufrieden.

Neben Stämpfli sind die Regierungsräte Sahli und Schenk* jeden freien Augenblick bei der Hand, und diesen Abend habe ich durch Morel** (der leider diese Woche Bern verläßt) noch eine Einladung in ein hiesiges Patrizierhaus erhalten . . . Item, es thät's schon, wenn nur wenigstens Du auch auf einen Augenblick mit dem Schnüfi*** da wärest; ich kann nicht helfen, nach dem Büblein habe ich eben ein unbändiges Heimweh und wenn ich irgendwo auf der Straße so einen Schnog sehe, so thut's mir wohl, und doch wollen mir die Augen naß werden. Er ist eben doch gar lieb, der kleine Schnüfi. Gib ihm doch auch nicht, wenn es nicht durchaus notwendig ist, aufs F . . .; er ist ja doch noch ein Geschöpflein, das einen Spucknapf nicht von einem Präsentierteller unterscheiden kann."

(Undatiert.) . . . „Wirklichen Spaß macht mir die Behandlung der Neuenburgerfrage, und dies mag auch für eine weitere Zukunft für mich nicht ohne Einfluß sein. Sobald ich nämlich gelegentlich einen Artikel darüber — ich gehe sehr sparsam damit um — von Stapel laufen lasse, so kommen nicht nur sämtliche Schweizerblätter, sondern auch die auswärtigen und wollen darin den klaren Verstand und die patriotische Entschiedenheit Stämpflis erkennen, während er an all diesen Artikeln nicht den mindesten Anteil hat. Das gibt denn zu mancherlei Neckerei Anlaß. So bemerkte in der Dienstagsgesellschaft Regierungsrat Schenk in seiner föppelnden Art, nachdem er aus seinem Notizbuch die Complimente vorgelesen, die von allen Blättern Stämpfli auf m e i n e n Artikel über die Freilassung der Gefangenen gemacht worden (auch der nun doch

---

* Der spätere Bundesrat.

** Karl Morel 1823—1866.

*** So nannte er den ältern Knaben.

so klug gewordene „Schweizerbote“ wollte aus diesem Artikel den Mann erkennen, der schwierige Fragen mit eigentümlicher Klarheit auffasse) — also Schenk sagte: die bundespräsidentliche Exzellenz sei eben doch ein Allerweltskerl und verstehe von jedem Handwerk etwas, sogar vom Küferhandwerk; drum habe sie mit gutem Bedacht den besten Reif* ausgesucht, um das gährende Faß ihres Ruhmes sicher und fest zusammenzuhalten. Stämpfli wußte den Witz zu parieren — er ließ zum Beweise, daß er das Küferhandwerk verstehe und einen „guten Reif“, wie er sagte, zu schätzen wisse, zwölf Flaschen reinen Bordeaux aufmarschieren. Natürlich Gelächter und Hurrah. Das war, Frauele, das erste Mal in Bern, daß ich mit einem kleinen Zöpfli heimging, neben Stämpfli immer noch der Nüchternste der Gesellschaft. Er gehört eben auch zu jenen Naturen, die sich äußerlich in Gesellschaft zu halten wissen. Am Donnerstag aber sagte er mir, er sei vor seinem Hause noch über eine halbe Stunde stehen geblieben — er wohnt zwanzig Minuten vor der Stadt — bevor er sich seiner Frau gezeigt habe. Sie hat für solche Dinge eine sehr feine Nase.“

(Undatiert.) . . . „Die Aussicht, über Neujahr zu Dir kommen zu können, ist durch die Tagesereignisse getrübt. Die Zeitungen geben jetzt schwere Arbeit, wenigstens muß man immer bei der Hand sein. Nach den heutigen Berichten ist an einem Kriege fast nicht mehr zu zweifeln, und es war heute das erste Mal, daß ich Stämpfli mit sorgenschwerem Gesichte gesehen habe. Diese Umstände können aber auch unsere Pläne kreuzen; wenn der Krieg wirklich losbricht und Militärmassen sich wohl auch über den ganzen Aargau verbreiten werden, so will ich Dich und die Kleinen durchaus bei

---

* Frey schrieb damals noch unter dem Pseudonym Reif.

mir haben, wenn wir uns auch im kleinsten Winkel begnügen müßten. Es ist freilich schon recht, daß ich nicht ins Feld rücken muß, aber wenn das Vaterland wirklich in drohende Gefahr gerät, möchte ich doch gerne unter seinen Verteidigern sein; indessen kann ich dies vielleicht mit der Feder so gut als mit dem Gewehr. — Morgen Abend ist Christabend; ach, wie möcht' ich so gerne bei Dir und den Kleinen sein! Als ich gestern auf das Büreau ging, stand unten in der Laube ein ganz kleines Bübchen, gewiß nicht größer als Emil, und schaute ganz ernsthaft nach einem roten Tuche; ich mußte unwillkürlich lange stehen bleiben und hätte das Bürschchen trotz seines nicht eben saubern Röckchens küssen mögen. Es kam denn auch ganz getrost auf mich zugewackelt. Der Schnüfi soll auf Neujahr ein Bilderbuch haben."

(20. Januar 1857). „Obschon meine Hand vom Schreiben im Gelenke brennt, will ich Dir doch noch einige Zeilen schreiben. Ich habe nämlich gegenwärtig die Korrespondenz der Weser-Zeitung in Bremen, der Korrespondenz-Zeitung für Deutschland in Nürnberg und der Gazette de Lausanne. Erfahre ich nun von Stämpfli etwas Neues, das in der Berner Zeitung noch nicht oder nur andeutungsweise gesagt werden darf, so muß ich, sobald unser Blatt fertig ist, sofort die Berichte an diese drei Blätter schreiben, und das gibt manchmal eine Schreiberei, zu der ich Dich gerne als Sekretär hätte. Daß übrigens solche Arbeit für die Zukunft ihre Folgen haben kann, habe ich bereits erfahren; denn, denke Dir, der Eigentümer der Weser-Zeitung, eines der größten deutschen Blätter, hat mir bereits das Sekretariat der Redaktion mit 2000 Thaler Gehalt angetragen. Die ganze Redaktion besteht aus einem Hauptredaktor, dem Sekretär (als zweiter Redaktor) und vier Unterredaktoren. Im ersten Augenblicke war ich unschlüssig; aber das Bedenken einer fast 300 Stunden weiten Entfernung vom Vaterlande mit den kleinen Schnüfene und

das Hineintreten in mir fremde gesellschaftliche und großstädtische Verhältnisse entschied dahin, daß ich das Anerbieten einstweilen ablehnte. Gleichwohl, das Anerbieten hat mich gefreut als Beweis, daß man von Bern aus leichter einen Weg findet als von Aarau aus, wenn es einmal sein sollte. Hättest Du Lust gehabt, aus den Bergen in die ebene Nähe des Meeres zu wandern?"

Unlang nach seiner Ankunft in Bern und von den Nachwehen des Solothurner Krankheitsanfalles noch nicht völlig befreit, erkältete sich Frey von Neuem und wurde von üblen Zuständen gequält, die einen Typhus befürchten ließen. Gegen Jahresende warf ihn eine heftige Gesichtsrose aufs Lager, sodaß er weder, wie er gehofft, die Festzeit mit den Seinen verbringen, noch die Mutter zur letzten Ruhe geleiten konnte, die nach kurzen Leiden den 7. Januar 1857 das Zeitliche segnete. Er schrieb kurz vor ihrem Hinschied: „Käme jetzt nur nicht die Angst um die gute Mutter, die in diesem Augenblick über jede andere Empfindung geht. Ich mußte mich wohl schon lange darauf gefaßt machen, aber darum ist der Augenblick nicht weniger schmerzlich. Möge ihr der beistehn, der in allen Nöten helfen kann! Muß sie den Weg gehen, der uns Allen bestimmt ist, so wird ihr derselbe, wenn eine ewige Gerechtigkeit waltet, nicht schwer werden. Ihr ganzes Leben war ein freudiges Opfer für Andere, und gewiß geht sie, wie wenige, sündlos aus dieser Welt. Ich muß mich recht lebhaft an jenes Gedicht erinnern, wo der aus der Fremde heimkehrende Sohn nur noch das Grab der Mutter findet und beim Anblick der kleinen Ruhestätte in die Worte ausbricht:

Wie schlöss' ein Raum so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?

Grüße meine Leute daheim und sage ihnen, wie es um mich steht; es ist mir immer ein Trost, daß die gute Mutter doch bis an ihr Ende von so vieler Liebe umgeben ist."

Im März 1857 endlich konnte er die Seinen von Oberkulm kommen lassen und mit ihnen die kleine Wohnung beziehen, die er oben an der Spitalgasse gemietet und deren Instandsetzung durch Handwerker aller Art lange Wochen beanspruchte. Die Frau sah und hörte bald gar Manches, was seine Briefe, um ihr Kummer und Sorge zu ersparen, verschwiegen hatten, und gewahrte, daß er in bösen Schuhen stak. Erfüllt von politischen Idealen, voll von Hoffnung und Vertrauen, war er nach Bern gegangen; nun fand sie einen schon ziemlich Enttäuschten, der fast übler dran war, als je zuvor, und fand in seinem Brotherrn Gutknecht einen Mann, der gesonnen und fähig war, die bedrängte Lage des Dichters bis zum äußersten auszunutzen.

Das sogenannte Redaktionsbüreau der Berner Zeitung war ein Loch, wo sich kein einziges Buch, nicht der geringste Fetzen einer Karte, wo sich weder Schublade noch Fach vorfand, um ein Blatt Papier oder sonst irgend etwas von einem Tage zum andern aufzubewahren. Zum Lesen mußte man sich bei halbwegs trüber Witterung selbst im Sommer ans Fenster stellen; den ganzen Winter wurde zur Heizung kein Scheit, kein Stückchen Torf, sondern lediglich „Papierspähne" verwendet, sodaß man beim Schreiben die Handschuhe oft nicht ausziehen durfte und es ohne Mantel keine Stunde bei der Arbeit aushielt.* Auch wuchsen die vier Arbeitsstunden, mit denen es im Tage sein Bewenden haben sollte, nur zu oft auf das Doppelte an.

In dieser Lage hielt Frey vier Jahre aus trotz des Hungerlohnes von 1500 Franken, den der Verleger weder auf das Zureden Stämpflis noch Anderer erhöhte, indem er darauf hinwies, daß er mit dem Blatte, das er nur auf dringendes

---

* Briefentwurf von J. Frey aus dem Jahre 1873.

Ansuchen der Radikalen sich aufgeladen, keine Seide spinne. Desto mehr verdiente er am „Neuen schweiz. Unterhaltungsblatt", und gerade für diese Wochenzeitschrift war ihm Frey unschätzbar, denn Keiner wußte, wie er, für einen weitern Leserkreis den Ton zu treffen. Als dann vollends am 9. Oktober 1857, ein Jahr und einen Monat nach Freys Ankunft in Bern, J. J. Reithard* starb, der bisher das Unterhaltungsblatt mit historischen Erzählungen versehen hatte, ging Gutknecht erst recht darauf aus, den beliebten Schriftsteller festzuhalten. Freilich hatte ihn die Not schon so eng angebunden, daß es zur Erreichung des Zweckes genügte, den Faden, woran er zappelte, nicht etwa länger werden zu lassen.

Die Stellung an der Berner Zeitung verhieß von Anbeginn wenig Gutes; es währte nicht lange, so verschlimmerte sie sich. Seitdem nämlich Gutknecht Eigentümer des Blattes geworden war, fing er nach und nach an, immer stärker in die redaktionellen Angelegenheiten hineinzureden und hineinzuregieren; er hatte darum auch dem Redaktor die Unterschrift verweigert. Je mehr er sich aber regte und in den Vordergrund drängte, desto unangenehmer wurde er Stämpfli und seinen Schildträgern, sodaß sie sich alsgemach vom Blatte zurückzuziehen begannen. Dadurch geriet Frey natürlich noch mehr in die Hände seines Prinzipals. Übrigens lag es in der Beschaffenheit der Dinge, daß einem entschiedenen Realpolitiker, wie Stämpfli einer war, der politische Idealist Frey trotz seiner guten Feder und seiner klugen Artikel unverständlich sein mußte.

Der Dichter war vom Tode Reithards ergriffen, obgleich er den Berufsgenossen persönlich wenig gekannt hatte. Er widmete ihm einen Nachruf, worin er, nach stimmungsvoller Ein-

* 1806—1857.

leitung, die hauptsächlichen poetischen Gestalten des Geschiedenen vorführte.

### Reithard's Grab.

Da ragt die stumme Mauer
Zum Abendlicht empor!
Umweht von leisem Schauer,
Tret' ich durchs dunkle Thor
Zur stillen Stadt der Müden . . .

Wer hier in frischer Trauer
An einen Toten denkt,
Den hat des Abends Schauer
Schon wieder heimgelenkt;
Wo find' ich nun die Stätte
Aus dieser Schar hervor,
Die sich zum letzten Bette
Ein Dichterhaupt erkor?

Tret' ich mit stummer Frage
Zu Stein und Kreuz heran,
Schaut mit verblichner Klage
Nur fremdes Leid mich an;
Und die ein Gott mag wecken
Aus namenlosem Staub,
Begann der Herbst zu decken
Mit abgewehtem Laub.

Doch still, dort tritt es leise
Aus grauem Dämmerschein
Und neigt nach Beterweise
Sich auf ein Grab herein! —
Laß ungestört ein Sinnen,
Das sich zu Toten senkt
Und wieder weit von hinnen
Zu fernen Welten lenkt!

Sieh' da, zum ersten gleitet
Ein zweites Bild heran,

Der Dämmrung Schleier weitet
Sich hell vor ihrer Bahn!
Ein fürstliches Geschmeide
Umblinkt das Frauenbild,
Und doch zu tiefem Leide
Neigt es sich ernst und mild.

Und weiter kommt's geschritten
Heran in hellem Hauf,
Hoch raget aus der Mitten
Ein Heldenpaar herauf;
Doch leise, leise steigen
Vom Schlachtroß sie herab —
Zwei Grafenhäupter neigen
Sich auf das dunkle Grab.

Still trauernd stehn die Knappen
Um ihren Regensberg,
Und an des Habsburgs Wappen
Lehnt Breiten-Landenberg,
Das Heldenantlitz senkend,
Gebleicht von tiefem Weh,
An die Genossen denkend
Der Nacht am Greifensee.

Zwei stehen ihm zur Rechten
Mit tiefgebeugtem Trutz.
In blutig heißem Fechten
Einst Zürichs Schirm und Schutz;
Der unglückselige Krieger
Vom Brückenthor der Sihl —
Von Murten hier der Sieger,
Des Haupt dem Henker fiel . . .

Dieses Gedicht, mit einigen warmen Worten und biographischen Notizen auf ein besonderes, als Beilage zum „Neuen schweiz. Unterhaltungsblatt" bestimmtes Blatt gedruckt, schickte Frey am 20. Okt. 1857 an Dössekel: „Durch den plötzlichen

Tod Reithards wohl etwas angeregt, aber, abgesehen von mangelnder lyrischer Befähigung, durch den Mangel an Übung auch im Gebrauche gebundener Rede unbehülflich, konnte ich in der Eile nichts besseres als beiliegende Strophen niederschreiben. Wie ich dieselben nun im Drucke vor mir sehe, will es mich bemühen, daß der Sänger so manchen schönen Liedes zunächst keinen schönern Nachruf erhalten sollte . . . Ich wollte nicht eine Totenklage geben, wie sie schon tausendmal besser vorhanden ist, sondern den Empfindungsweg eines jeden Menschen an einem bedeutenden Grabe zur Darstellung bringen; man denkt ja da weniger an die Persönlichkeit des Toten, als vielmehr an seine Thaten, beim Dichter an seine Gestalten. Paßt Dir dies nicht, so geh' einen andern Weg, aber thu' etwas, und was Du thun willst, das thue bald! Mir ist, als sollte das eine recht heilige Pflicht sein, deren Erfüllung einst ebenfalls ihren entsprechenden Lohn finden würde."

Ähnlich äußerte er sich einige Jahre später dem Freunde gegenüber, als der dichterisch veranlagte Kanzlist Siebenrock in Aarau starb, mit dem er zuweilen verkehrt hatte und von dem er nun ein kleines Bild* zu zeichnen gedachte: „Erst jetzt erfahre ich zufällig, daß Siebenrock gestorben und auch schon begraben sei. Nun, ich gönne diesem verbitterten Gemüte die Ruhe; aber ich erachte es für eine Pflicht, daß ihm dieselbe nicht so ganz sang- und klanglos zuteil werde. Wie kurz auch die Strecke sein mag, die er zur vollen Abklärung seines Wesens zurückzulegen vermochte — er hat unablässig gestrebt, den Weg zu diesem Ziele zu finden, und es lag ein schöner Gottesfunke in ihm, der durch alle Trübungen manchmal in ergreifender Pracht aufblitzte. Doch ohne weitere Worte: er war ein Bürger unserer unsichtbaren Gemeinde, drum soll er

* Ein Gedenkblatt („Alpenrosen" 1866).

auch sein Grabgeleite haben; nach den mir bekannten Verhältnissen des Verstorbenen werde ich aber wohl der Einzige sein, der den Zipfel seines Bahrtuches aufhebt.“ (2. Juni 1864.)

Frey war überhaupt der geborene Nekrologist. Der elegische Hang, die Schwermut lenkten seine Blicke auf den Tod und seine Opfer, die anhängliche Güte seines Wesens trieb ihn zum Lob und zur Hervorhebung ihrer guten Eigenschaften. Aus dem Grabredner entwickelte sich sozusagen bei ihm der Erzähler. Einzelne seiner ersten Erzählungen sind derart, daß man sie geradezu als Nachrufe bezeichnen kann. „Der arme Heinrich“ (1847) erzählt die Schicksale des Lütiheiri, eines Bettelmusikanten aus dem aargauischen Wynenthal; „Meister Konrad“ (1852) stellt offenbar lediglich eine novellistisch zugestutzte Jugenderinnerung des Dichters dar; den „Breitenhans“ (1852) bezeichnet Frey selbst als ein Erinnerungsblatt, wie denn der ursprüngliche, mit dem Anfang der Novelle in einem Notizbuche enthaltene Titel zweifelsohne den wirklichen Namen des Helden angibt: „Hans Ruedi, der Hübelibauer“.* Im „Lebensbaum“ erscheint der Aarauer Oberst G ...., der durch Selbstmord endete; bevor Frey die kleine Erzählung veröffentlichte,

* In dieser Erzählung verwertet der Dichter übrigens die Ermordung seines Großvaters mütterlicherseits. Dieser, Kleinbauer und Schafhändler in Leimbach, traf 1798 eines Abends im Wirtshaus mit den vier Franzosen zusammen, die er als Einquartierung erhalten hatte. Der eine von ihnen stellte an ihn das Verlangen, daß er seinen Gästen künftig zu jeder Mahlzeit Fleisch und Wein zu besorgen habe. Das erklärte er für unmöglich. Da ergriff der Franzose das auf dem Tisch liegende Messer und stieß es dem Unglücklichen dermaßen in den Unterleib, daß man ihn nur noch sterbend heimbringen konnte. Seine Tochter, des Dichters Mutter, war damals 14 Jahre alt; sie mußte ihr Brot sofort bei fremden Leuten suchen und schilderte später oftmals die schrecklichen Stunden, die sie an ihrer ersten Stelle in Hendschikon durchmachte, und den Hunger, den sie hernach bei einem Seiler in Aarau ausstand.

erbat er sich Dösselels Meinung darüber, ob wohl niemand unter den Hinterbliebenen des Verstorbenen durch dieselbe sich verletzt fühlen könnte. (19. Juli 1857.)

Diese mehr oder minder nekrologischen Schöpfungen belebt insgesamt der Wunsch, einen verhallenden Namen festzuhalten, ehe er völlig verklingt, oder das aus den Umständen abgeleitete Schicksal und Thun des Verblichenen zu erklären, zu rechtfertigen. Die Schatten der Armen, der Geringen, der Verkannten, der Unglücklichen, auf die vielleicht eine Hand einen Stein warf, werden heraufbeschworen, nicht diejenigen der Glücklichen, der Großen. Das Bedürfnis verteidigender, verklärender Pietät verlangte sein Recht auch da, wo eine persönliche Bekanntschaft oder Erinnerung des Dichters nicht mitsprach, so in dem Gedicht „Sie war so lieb“ (1852):*

. . . Hier ward des Unglücks junge Braut
Verscharrt in einer stillen Nacht;
Kein Orgelton, kein Glockenlaut
Hat sie zur letzten Ruh' gebracht,
Hier, wo kein frommer Wandrer spricht:
Herr, geh mit ihr nicht ins Gericht!
Sie war so lieb.

Die, von der Menschen Spruch verdammt,
Hier ward versenkt am Waldessaum,
Streicht, wenn der ew'ge Morgen flammt,
Sich von der Stirn des Grabes Traum
Und geht, von jeder Sünde rein,
Durch ew'gen Spruch zur Freude ein:
Sie war so lieb.

Ähnlich verhält es sich mit der kleinen Novelle „Ein Opfertod“, die Frey aus einer von ihm folgendermaßen niederge-

* „Neues schweiz. Unterhaltungsblatt“ 1852.

schriebenen Zeitungsnotiz gestaltete: „Armes Leben. In Lerau* konnte die Armenbehörde ein dem Bettel ergebenes Elternpaar auf keine andere Weise mehr überwachen, als daß sie ihm die Kinder wegnahm. In dieser Einsamkeit konnten es die Alten nicht mehr aushalten, und auf ihr dringendes Bitten wurden ihnen die Kinder, ein beinahe achtzehnjähriger Knabe, der unterdessen das Weben erlernt, und ein kleineres Mädchen, wieder zurückgegeben. Der Knabe arbeitete sich nun für seine Eltern zu Tode, da die Aufsichtsbehörde, im Glauben, daß nun Alles wohl gehe, sich nicht mehr um das Treiben der Leute bekümmerte."

Gleich dem „Opfertod" spielen die bis zum Jahre 1857 entstandenen Erzählungen Jakob Freys meistens auf dem Boden seiner Heimat, wo er Berg und Thal, ja Weg und Steg kannte. Es schwebt eine eigentümliche, im Grunde gewöhnlich tiefmelancholische Stimmung über ihnen, aber auch eine Zartheit und Intimität des Tones, die er später in gleichem Grade kaum wieder erreichte. Sie sind durchschnittlich von sehr geringem Umfange, ohne Episoden und Schilderungen streng auf die psychologischen Momente und das Unerläßliche der äußern Geschehnisse beschränkt. Ihm ist das Seelenleben Alles, der äußere Vorgang nur dann einer breitern Behandlung würdig, wenn er einen Teil wirklicher Historie ausmacht. Das Los der Rinder und Kühe, das Schicksal der Pferde, der Auf- und Niedergang der Schweine, die Lebensläufe der Hühner, Blüte und Schnitt der Saat, kurzum, die tausend Realitäten des alltäglichen Bauerndaseins, kümmern ihn wenig; sein Auge haftet auf den Gesichtern seiner Helden und Heldinnen. Und diese Gesichter sind öfter dunkel und leidvoll als fröhlich. Viel mehr als der begüterte Bauer mit seiner Kraft und seinem

* Im Kanton Aargau.

Trotz zieht ihn der Proletarier des Dorfes an, der irgendwie auf die Seite Geschobene und Unterdrückte; und vor Allem auch die Kinder.

Seine Vorliebe für die Kleinbauern und Geringen des Dorfes erklärt sich aus seiner Abstammung. Er schilderte sie nicht, wie sie, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, „der Großvater geträumt;" aber er griff nicht nach dem Durchschnitt und dem Rassenmäßigen, sondern er suchte die feiner Organisierten, die Sinnigen, die Träumer, die von der Roheit ihrer Umgebung Unverstandenen und Verwundeten. Denn unter diese reihte ihn seine eigene Art und sein Geblüt: Seine Mutter und zum Teil die Geschwister hob die Feinheit des Geistes und Empfindens über die gewöhnliche Bauersame empor; und er selbst, obgleich er keine gesellschaftliche Erziehung genossen hatte, verriet das bäuerliche Herkommen und die auf dem Dorfe verbrachten Jugendtage auch nicht durch einen einzigen äußern oder innern Zug. Seine feinfühligen und gewöhnlich etwas melancholischen Mädchen und Frauen vom Dorfe sind im Wesentlichen wahr, während diejenigen der höhern Gesellschaft, d. h. der aristokratischen, in seinen historischen Erzählungen einen konventionellen Anstrich zeigen, da er aus Unkenntnis dieser Gesellschaft dem feinen, empfindsamen Typus nicht mit den notwendigen realen und individuellen Zügen beizuspringen vermochte, wie er denn überhaupt mehr Erzähler und Psycholog als Charakterzeichner war.

Häufig leitete ihn neben dem Bedürfnis der künstlerischen Darstellung noch das einer bestimmten praktisch-ethischen Wirkung auf den Leser. Allerdings verfuhr er hierin mit Takt und mit der ganzen Feinheit seines ästhetischen Wesens. Über eine solche Tendenz schrieb er am 3. Februar 1857 an Döffekel, dem er den Schluß der Novelle „Der Diebsbann" zusandte: „Du wirst natürlich bald finden, daß es sich um eine bestimmte Tendenz handelt und zwar um eine unser Volksleben tief be-

rührende Tendenz; findest Du, daß dieselbe in zweckdienlicher Weise behandelt ist, so werde ich dann Dich oder sonst jemand bitten, das Aargauer Volk etwa im Sonntagsblatt des „Schweizerboten" mit wenigen Worten auf das kleine Produkt aufmerksam zu machen, damit es nicht ganz wirkungslos im Strome gewöhnlicher Unterhaltungslektüre verschwemmt werde. Es handelt sich ja dabei nicht etwa um mich; Du weißt, daß ich auf dergleichen keinen persönlichen Wert lege; wohl aber handelt es sich um einen Zweck, den jeder unterstützen helfen darf. Denn neben dem harmlosen und schönen Aberglauben gibt es einen sehr gefährlichen, dem man zur Rettung des erstern entschieden entgegen arbeiten muß." Über diese Tendenzen Freys drückt sich sein Freund, der Dichter J. J. Romang, in einer kleinen Skizze richtig und schön aus*: „Frey bekämpft Vorurteile des Volkes, den Aberglauben, Mißbräuche in der Gesetzgebung, in den Sitten oder Unsitten gewisser Landesteile, den konfessionellen Hader. Alles indessen, ohne daß je die didaktische Richtung zum Nachteil der künstlerischen Abrundung hervor träte. Das Schöne bleibt Zweck und Ziel der Dichtungen Freys, aber die verwandten Schwestern, die Göttinnen des Guten und des Wahren, folgen leisen Schrittes der Schönheit auf dem Fuße. Die Lehre, welche der Dichter seinem Volke geben will, wird nicht ausgesprochen; sie liegt in der Handlung selbst, in erschütternden Seelengemälden, im unerbittlich daher schreitenden Verhängnis."

Fast alle bis 1857 entstandenen Erzählungen mit historischem Hintergrund spielen auf Aargauer Boden und zwar gleich den ausschließlichen Dorfgeschichten in der Gegend, die dem Dichter von Jugend auf vertraut war. „Zum Sama-

---

* Dr. Jakob Frey. Ein Dichterleben, geschildert von J. J. Romang. („Das Schweizerhaus" 1878.)

riter" z. B. macht hievon eine Ausnahme, weil das Bild, wozu die Erzählung auf Verlangen des Verlegers geschrieben wurde, die Tracht der Älpler zeigt; etwas Ähnliches gilt von der im „Schweizerischen Jugendalmanach" veröffentlichten Novellette „Der Kinder Fürbitte". Nun aber hatte Frey ungefähr in der Jahresmitte 1857 seinen Vorrat an Stoffen, die nach Erlebnis, Erinnerung, Studien und Anschauung der Umgebung seiner engern dörflichen Heimat entstammen, so ziemlich erschöpft, sodaß er sich nach neuen poetischen Jagdgründen umsehen mußte. Indem er sich ins Hochgebirge hinaufwagte, that er gleich mit dem „Armen Schwingerkönig" einen guten Griff; und den im folgenden Jahre (1858) erschienenen „Alpenwald" erklären Kenner für die beste seiner poetischen Arbeiten überhaupt.

In erster Linie richtete er jedoch sein Augenmerk, schon früh geäußerter Anschauung gemäß, auf geschichtliche Vorwürfe. Ende 1857 veröffentlichte er im Feuilleton der „Basler Nachrichten" die historische Novelle „Der Bärenschild", deren Motiv er anderthalb Dezennien später im „Tannenspeicher" ummodelte, ohne es übrigens auch hier zur klaren Durchbildung zu bringen. Bald darauf schrieb er „General Massena und die Freiämter Deputierten"; und kaum war dieses geschichtliche Genrebild, wie er es nannte, zum Drucker gewandert und der „Alpenwald" vollendet, legte er die Hand unverzüglich an die große historische Erzählung „Die Waise von Holligen".

Das nahe bei Bern gelegene, vom Zauberschein einer Sage umglänzte Schlößchen Holligen hatte ihn schon beim ersten Anblick gefesselt:

> Aus dunkler Linden Wölbung taucht
> Des Turmes höchster Knauf,
> Vom letzten Abendschein umhaucht,
> Zum stillen Himmel auf.

Die Wiesengründe sind zur Ruh,
Und in den Zweigen neigt und nickt
Sich's längst dem Schlummer zu.

Da plötzlich bebt ein Glockenklang
Vom stillen Turm herab,
So schwermutvoll, so todesbang,
Ein Weheruf am Grab,
Darein das Einz'ge wird gesenkt,
Das Dir von dieser weiten Welt
Des Himmels Huld geschenkt.

Die Glocke aber, die erklang,
Hat noch kein Aug' erschaut,
Und wer den dumpfen Hammer schwang,
Ist Keinem anvertraut,
Der noch mit Menschenzunge spricht
Und der in sel'ger Lebenslust
Noch atmet Sonnenlicht.

Doch was kein Menschenauge sieht,
Was keine Zunge nennt,
Das ahnet wohl ein still Gemüt,
Das Menschenleiden kennt:
Der Klagruf einer toten Welt,
Die ungekannt und ungenannt,
Das Grab umschlossen hält.*

Der Untergang der alten Republik Bern, die selbst im Sturze eine gewisse Größe nicht verleugnete, der Zusammenstoß alter und neuer Zeit, der Umschwung aller Dinge, der auf Schritt und Tritt an geschichtlichen Erinnerungen reiche Boden: es ist ein Stoff oder richtiger ein Hintergrund, wie ihn die Schweizergeschichte seit Jenatschs Zeiten nicht wieder bot. Was Frey in der „Waise von Holligen" leistete, hat er auch nicht wieder erreicht, obgleich die Arbeit unter Nöten und

* „Neues schweiz. Unterhaltungsblatt" 1858.

Hemmnissen aller Art vor sich ging und an ein behagliches oder auch nur zusammenhängendes Schaffen nicht zu denken war; um den Wochenbedarf des Unterhaltungsblattes zu decken, mußte er die Bruchstücke des Manuskriptes vom Schreibtisch weg in die Druckerei schicken, was man übrigens der Schöpfung allen ihren Vorzügen zum Trotz noch deutlich genug anmerkt.

In seinen Kümmernissen erfrischte ihn einigermaßen das Lob, das der Sammlung des Mehrteils seiner bisher veröffentlichten Erzählungen zufiel; sie erschien gegen den Herbst 1858 in zwei Bänden unter dem Titel „Zwischen Jura und Alpen" bei J. J. Weber in Leipzig. Seine Frau berichtete, sie habe ihn nie weder vorher, noch nachher so fröhlich gesehen, wie an dem Tage, da die Nachricht eintraf, daß der Verleger zur Herausgabe gewillt sei. Er schrieb an Dösseker, er nehme den Beifall „nicht sowohl als Anerkennung für Geleistetes, denn als Aufmunterung für noch zu Leistendes." Das Honorar freilich für diese Ausgabe, das er so wohl hätte brauchen können, wanderte zur Begleichung einer Schuld an seinen Händen vorbei nach Aarau.

Damals, während des letzten Trienniums der Fünfziger Jahre, strebte er ernstlich nach einer Vereinigung der schweizerischen Schriftsteller. Anfang 1858 rückte er ins Feuilleton des „Bund" einen offenen Brief* ein, worin er seine bezüglichen Ideen darthat: . . . „Wäre es nicht wieder einmal am Platz und der Mühe wert, das wohl nicht große Häuflein schweizerischer Schreiblustiger zu einer Annäherung und zu gemeinsamem Wirken anzuregen? Alle möglichen Berufsarten und Thätigkeiten treten zusammen, um sich aus gemeinsamen Erfahrungen eine Lehre zu ziehen und ein gemeinsames Ziel anzustreben; wäre es dabei etwas so gar Abseitsliegendes, wenn

* „Ein Wort über das Literatentum in der Schweiz." (Feuilleton des „Bund" vom 25. Januar 1858.)

sich die schweiz. Literaten auch einmal ein Rendez-vous gäben? Sollte denn da wirklich kein lebenskräftiges Samenkorn auf fruchtbaren Boden fallen? — Des Versuches wenigstens wäre es gewiß wert. Diejenigen freilich, die die Welt für einen zusammengeleimten Aktenstoß halten, würden es an einem vornehmen Achselzucken kaum fehlen lassen. Wer aber, ganz abgesehen von künstlerischen Zwecken, weiß, welchen Einfluß die gäng und gäbe Tagesliteratur auf Bildung und Anschauungsweise des Volkes ausübt, wird sich dadurch nicht beirren lassen. Überlegen Sie den Gedanken einmal, werter Herr Redaktor!"

Er fand, wie er nicht ohne Bitterkeit bemerkte, „selbst bei seinen nähern literarischen Freunden, als da sind Herr Oberrichter Döffekel in Seon, Herr Rentier Hartmann in Solothurn u. s. w. durchaus nicht den gehofften Anklang. Da hat sich nun," fährt er in dem betreffenden Briefe an Döffekel fort, „der literarische Engroshändler Dr. Eckardt schnell bereit gefunden, das Ei selbst auszubrüten."

Ludwig Eckardt (1827—71) war als politischer Flüchtling in die Schweiz gekommen und suchte, ein Schwätzer und schmeichlerischer Schönredner und ein jedenfalls nicht einwandfreier Charakter, sich zum Gründer und Führer einer neuen literarischen Richtung aufzuwerfen, um, wie er sich bescheidentlich ausdrückte, die Literatur der Schweizer zu regenerieren. Er wurde allen produktiven Köpfen und wirklichen Könnern ein Greuel; namentlich Gottfried Keller zauste ihn verschiedene Male handlich. Findig und betriebsam erhaschte er Freys Gedanken eines Zusammenschlusses der schweizerischen Schriftsteller und erließ in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Die Schweiz" eine Einladung zu einer auf den 20. Juli 1858 festgesetzten Versammlung nach Zürich. Ehe dieser Konvent stattfand, hatte er im „Schweizerischen Handelscourier" mehrere schweizerische Schriftsteller maßlos angegriffen, wahrscheinlich um als Wortführer und Hegemon helvetischer Dichter

und Literaturfreunde noch etwas mehr von sich reden zu machen und den nötigen Staub aufzuwirbeln. Da geriet Frey in Harnisch und richtete an Alfred Hartmann, der damals das Feuilleton des „Bund" redigierte, die Anfrage, ob er geneigt sei, einen kräftigen Artikel gegen den Gesellen aufzunehmen. „Ich befürchte fast, daß Sie, weil dieser Wurf mehr den Übermut des Stalljungen, als ritterliche Sitte verrät, wenig Lust zu einem Lanzenbrechen hegen möchten. Deswegen erlauben Sie mir die Frage, ob das Feuilleton wenigstens zu einem kurzen, wenn auch derben Hosenlupf Raum böte? Meiner Meinung nach wäre letzterer ein Pflichtgebot. Oder sollen wir dulden, daß das Gebahren eines verkommensten Literatentums sich bei uns als der Beginn einer neuen nationalen Literaturepoche breit mache? Sollen wir schweigend zugeben, daß ein verunglückter, hergelaufener Komödiant diese von ihm verheißene Aera damit einläutet, daß er „im Namen der Nation" die geachtetsten Vertreter nationaler Poesie auf eine Weise anfällt, die vielleicht höchstens in einer durch erbitterte Massenaufregung hervorgerufenen politischen Publizistik einige Entschuldigung finden kann? Will man ungerügt hinnehmen, daß ein politisch durchaus gesinnungsloser Mensch einheimische politische Parteistellung zu seinen eigensüchtigen Zwecken benützt, sich als Führer einer „freisinnigen" Schriftstellerzunft aufwerfen möchte, während noch in frischer Erinnerung ist, wie derselbe Herold in der fünfziger Berner-Periode seine eigenen Landsleute einem parteierhitzten konservativen Erziehungsdirektor durch ein förmliches Memorial als „Freisinnige" denunzierte, um sich selbst ein Brodkörbchen für solch nobeln Dienst zu gewinnen? Darf man dulden, daß durch bodenlose Prahlhanserei jedes wohlgemeinte einheimische Literaturstreben vor dem eigenen Volke zum Spott werde? — Soll man dies und anderes, das in wenigen Zeilen nicht berührt werden kann, dulden? Ich dächte: nein! und meine, es sollte da eine derbe

Schweizerhand eine Maulschelle erteilen, um wenigstens für einige Zeit wieder Ruhe zu gebieten.“ (24. IV. 58.)

Er sandte aber den Brief nicht ab, denn es lag in seiner Art, mit einem scharfen, geschriebenen Worte zurückzuhalten, geschweige denn mit einem gedruckten. Er entschloß sich, nach Zürich zu reisen, um, soweit es bei ihm stand, zur Sache zu sehen. Aber die unerwartete, sechs Wochen zu früh erfolgte Geburt eines Töchterleins hinderte ihn an der Ausführung des Vorhabens.

Was ihm die Teilnahme am Literatentage einigermaßen annehmbarer machen mochte, war der Umstand, daß anstatt Eckardts neue Leute auf den Plan traten, indem der unlang vorher gestiftete literarische Verein von Zürich behend das Wasser auf seine Mühle leitete „und nach Abschluß der gepflogenen Unterhandlungen den Hauptaufruf ergehen ließ, damit alle Eifersüchteleien abgeschnitten werden und damit unser Bestreben ein wirklich vaterländisches und förderndes werden kann“. So hoffte man die Spaltung zu vermeiden, die sich unfehlbar eingestellt hätte, wenn Eckardt im Vordergrunde geblieben wäre. Alles das meldete Robert Weber,* den Frey von Tübingen her kannte, und fügte bei: „Gottfried Keller in hier steht der Sache keineswegs so feindlich gegenüber, wie ein unverschämter Korrespondent des „Bund“, der zufällig Mitglied des literarischen Vereins ist, glaubt in die Welt hinauspauken zu müssen. Im Gegenteil habe ich von Keller noch vor einer Viertelstunde ein Billet empfangen, worin er sich mit Entschiedenheit gegen wiederholte willkürliche Auslegung seines persönlichen Verhaltens in dieser Angelegenheit verwahrt.“ (24. VI. 58)

Gottfried Keller war das Edelwild, das die Anschicksmänner und ehrsüchtigen Protektoren der Vereinsbestrebungen zu fangen

* 1824—1896.

trachteten. Denn wenn auch noch von Keinem vollwertig gewürdigt, so galt er doch schon damals als der erste der schweizerischen Schriftsteller, war auch der einzige, den das Ausland kannte und schätzte. Je nach Laune, Schoppenzahl und Umgebung scheint er über die Eckardtiade und was drum und dran hing, weidlich gescholten und dann bei nachträglichen Interpellationen und ruhigerer Stimmung etwas sanftere Saiten aufgezogen zu haben. Sicherlich empfing er übrigens von den damals und später nach Zürich zur Tagung zusammenströmenden Schriftstellern und Dilettanten zum großen Teil jene Eindrücke, die er, wie persönliche Äußerungen, die er Jahrzehnte hernach that, deutlich genug durchblicken ließen, in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" verwendete.

Dössekel erklärte sich von der am 20. Juli abgehaltenen Zürcher Versammlung begeistert, wie er es noch von keinem Unternehmen gewesen sei, wobei er freilich die Klage nicht unterdrückte, „daß zur Stunde noch fast alle Namen besten Klanges fehlten." Ziemlich ernüchtert erwiderte Frey am 3. August 1858: „Deine Begeisterung für das Gedeihen des literarischen Vereins erfreut mich wahrhaftig, und ich habe nur den Wunsch, daß sie Dir ungeschmälert bleiben möchte." Einem Bericht Dössekels über die Versammlung versagte er die Aufnahme in der „Berner Zeitung" mit der Begründung, er habe maßgebenden Ortes, d. h. wohl beim Verleger Gutknecht und bei den radikalen Führern, die Erklärung abgegeben, daß Eckardts Name weder im Guten, noch im Bösen im Blatte je wieder genannt werden solle. Dagegen steuerte er, um seinen guten Willen zu beweisen, als Beitrag für das Jahrbuch „Die Alpenrosen", dessen Herausgabe der literarische Verein beschlossen hatte, die Erzählung „Klein-Gottfried" bei und schrieb eine Korrespondenz über den Verein in das „Genfer Journal".

Ende Oktober nahm er dann an einer literarischen Tagung in Zürich teil. Er fand, der Verein umschließe viele wider-

strebende Elemente, deren Behandlung Takt erfordere, wenn sie zu harmonischem Zusammenwirken gebracht werden sollten; es mache sich sehr viel Unreifes breit, sodaß neben dem Takte auch die Einsicht not thue, Unbrauchbares abzuweisen, Mangelhaftem mit gutem Rate beizuspringen. Es überkam ihn die Befürchtung, wenn Eckardt Einfluß gewinne, so werde er dem Verein Schaden bringen. Übrigens unterdrückte er die Bemerkung nicht, er habe schon mehrfach bereut, nach Zürich gegangen zu sein. Als er eine Einladung zu einer auf den 19. März 1859 anberaumten Vorstandssitzung des literarischen Vereins erhielt, entschloß er sich allerdings zur Beteiligung, brach aber mit dem Vorsatz auf, sich das Recht der freien Meinungsäußerung in der Versammlung vollständig zu wahren und unverweilt aus dem Vorstande auszutreten, um diese Freiheit nicht geschmälert zu sehen. „Die in der Versammlung das große Wort führen, sind zu wenig thätig oder produktiv, um die schweizerische Literatur anständig repräsentieren zu können.“ (13. III. 59.) Wäre es ihm nicht um Gottfried Kellers persönliche Bekanntschaft zu thun gewesen, so wäre er vermutlich daheim geblieben.

So begrub er denn den Traum von einem ersprießlichen Zusammenschluß der Schriftsteller seines Vaterlandes. Dafür klammerte er sich um so fester an einen andern, den die Mitglieder des schweizerischen literarischen Vereins auch träumten und dem er selbst erst mehr als ein Jahrzehnt später entsagte, nach einem wohlgerüttelten Maß von Leiden und Enttäuschung: das war die Hoffnung, eine gute literarische Zeitschrift für die Schweiz zu gründen. „Wollen wir,“ schreibt er in dem erwähnten Briefe vom 13. März 1859 an Döffekel, „ein literarisches Organ fortführen,* so müssen wir à tout prix die

* Es war zunächst die Rede davon, die von Eckardt gegründete „Schweiz“ von Vereinswegen zu unterstützen.

Leute gewinnen, die aus der literarischen Produktion mehr oder weniger ihre Lebensaufgabe gemacht haben: Hartmann, Keller, Corrodi, Morel u. s. w., sonst geht es eben nicht. Würden sich diese zur Teilnahme an einem vielleicht ganz neuen Unternehmen verpflichten, das aber unter die verantwortliche Redaktion eines Einzelnen von ihnen zu stellen wäre, so wollte ich mich durch die Pflichten gegen unsern zusammengewürfelten Verein vom Beitritt keinen Augenblick abhalten lassen."

Vierzehn Tage nach dieser Äußerung schüttete er seine Ansichten über ein neues Organ, seine Wünsche, sein ganzes Bekenntnis in einem größern Briefe vor Gottfried Keller aus, da das Zusammensein in Zürich einer völligen Aussprache offenbar nicht genügt hatte: „Nach den Beobachtungen, die ich seit meiner Heimkehr aus Deutschland gemacht, ist das Lese- und Bildungsbedürfnis bei unserm Volke in weit höherm Maße vorhanden, als man gewöhnlich annehmen oder zugeben möchte, und auf mich wenigstens hat der Schreckensruf vor dem Alles verschlingenden Materialismus bis jetzt noch sehr wenig Eindruck gemacht. Aber ganz unserer demokratischen Entwicklung entsprechend, ist dieses Bedürfnis überall zerstreut und sporadisch vorhanden und sucht deshalb seine Befriedigung am liebsten in der bequemen, schnell vermittelten periodischen Literatur, während verhältnismäßig wenig Bücher gekauft werden. Wer nun in seiner Art und nach dem Maße seiner Kraft sich wirksam machen möchte, muß eben Zeit und Verhältnisse nehmen, wie sie äußerlich sich ihm darbieten, und so wüßte ich in der That nicht, warum gerade nicht das Allerbeste zunächst in einer periodischen Zeitschrift stehen sollte, die sofort tausend Lesern in die Hände fällt, während das vereinzelt erscheinende Buch vielleicht erst nach Jahren sich einen solchen Leserkreis zu erwerben vermag. Die deutsche Schweiz schickt jährlich zum allermindesten eine halbe Million guten

Geldes über den Rhein, um sich die jenseits erscheinende periodische Literatur zugänglich zu machen, und erhält dafür, bescheiden berechnet, wenigstens zur Hälfte eine Ware, für die ich trotz aller Freihandelsideen einen unerschwinglichen Schutzzoll wünschte. Ließe sich hierin nichts thun? Würde es, wenn sich die literarische Produktion so bequem kommandieren ließe als das Epaulettentragen, nicht offen erklärte Bürgerpflicht sein, wenigstens nach Kräften hier zu raten und zu thaten? — Ich glaube wohl; denn gerade aus jener demokratischen Sporadizität unsres geistigen Lebens müßte einer schweizerischen periodischen Literatur auch eine ganz andere Bedeutung erwachsen, als etwa der deutschen in ihrem Lande selbst, wo der Befriedigung geistiger Bedürfnisse, die mehr als bei uns auf einzelne Punkte konzentriert sind, durch Gesellschaften, Leihbibliotheken u. s. w. leichter begegnet werden kann. Und in dieser Ansicht liegt denn auch zugleich meine Schutzrede, wenn meine übrige Auffassung allzu materiell erscheinen möchte; eben weil ich einem literarischen Blatte für unser Land eine wesentliche Bedeutung beilege, bin ich weit entfernt, in der Befürwortung eines solchen etwa der leichtfertigen, nur die Laune des Augenblickes ausbeutenden Produktion das Wort zu reden oder einem übelverstandenen Dilettantismus mehr Recht einzuräumen, als er eben beanspruchen kann.

„Was meinen nun Sie dagegen? Glauben Sie, daß sich wirklich nichts thun ließe, daß sich nicht genug geistige, uneigennützige Kräfte zusammenbringen ließen, die einen anständigen Verleger zu einem Versuche bewegen könnten? Ich würde es fortwährend für verdienstlich halten, wenn Sie eine Initiative ergriffen und dadurch die Sache gleich von Anfang in ein wünschenswertes und ersprießliches Geleise brächten.“

Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht, ist wahrscheinlich auch niemals geschrieben worden. Bis in seine letzten Tage hinein befürwortete Gottfried Keller ein poetisches Taschen-

buch für die Schweiz; von einer schweizerischen Zeitschrift jedoch wollte er nichts wissen. Er sah diese Dinge pessimistischer an als Frey, dessen Plan ihm vielleicht als eine Utopie vorkam, die einläßlich zu widerlegen kaum einen Zweck habe, die kurzweg von der Hand zu weisen oder beim Namen zu nennen für den Urheber nur schmerzlich sein könne.

Und doch schwebte auch ihm als einem Kinde der gleichen Zeit und als einem richtigen Achtundvierziger ein demokratisch-poetisches Ideal so gut vor, wie Frey, nur daß es nicht auf dem Felde der Lyrik oder Epik erwuchs, worauf der Verfasser der Leute von Seldwyla sich als Meister bewegte, sondern auf dem dramatischen Gebiet, das er, weil er es daselbst nicht über Entwürfe und Fragmente hinausgebracht hatte, wenigstens damals mit minder hellen Augen überblickte. Anderthalb Jahre, nachdem Frey seinen Traum zu Papier gebracht, legte Keller den seinigen nieder in der schönen Schilderung der Schillerfeier am Mythenstein. Er hat später, über die Lebensbedingungen jeglicher Kunst mehr ins Klare gekommen, jene Pläne und Hoffnungen als „unreifes Zeug", wie er sich mir gegenüber ausdrückte, unter das alte Eisen geworfen; und diejenigen, die sich in Sachen einer schweizerischen Volksbühne stetsfort auf jenen Aufsatz berufen, an dessen Umarbeitung und Kürzung der Tod den Dichter verhinderte, wissen nur nicht, daß er ein Anderer, ein Einsichtigerer geworden war.

Auch Alfred Hartmann, gewitzigt und abgekühlt durch die Erfahrungen, die ihm die Redaktion des Feuilleton des „Bund" eingetragen, schüttelte ungläubig den Kopf, als Frey sein schimmerndes Kartenhaus vor ihm aufbaute. „Ihr eigenes Talent," schrieb er am 14. April 1859, „wäre wohl für das Unternehmen das wichtigste, da Sie schnell und in Fülle zu produzieren im Stande sind. Aber wo den Mann finden, ohne den Ihr Alle nichts vermögt, den Verleger, der Opfer, und zwar bedeutende, bringen will und kann? Unter den

schweizerischen Buchhändlern ist mir bis jetzt noch kein solcher vorgekommen."

So war es. Die Verleger hielten zurück, was man ihnen just nicht verdenken konnte. Ein Blick auf den nicht eben kleinen Kirchhof, wo alle die helvetischen Almanache, Taschenbücher und Jahrbücher, die gelehrten und ungelehrten Zeitschriften eingesargt lagen, schreckte leicht auch einen Unternehmungslustigen ab, obgleich das Wagnis nicht unter die halsbrechenden zählte.

Weil sich nun ein neues Blatt nicht schaffen ließ, so blieb Frey nur noch ein Mittel übrig, nämlich das, ein bestehendes in die Gewalt zu bringen und es nach seinem Willen zu formen und zu modeln. Wie die Dinge lagen, konnte nur die 1858 von Eckardt als Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern gegründete „Schweiz" in Betracht fallen. Dieser selbst hatte umsonst versucht, sie zum Organ des schweizerischen literarischen Vereins zu machen; dafür genoß er wenigstens die Genugthuung, daß die vom schweizerischen literarischen Verein als Vereinsorgan ins Leben gerufenen „Monatsblätter", die bei Gutknecht erschienen, nach kürzester Frist zu Grunde gingen, während sich der Schriftsteller und Buchhändler J. Stocker in Frick der „Schweiz" erbarmte. Sie hatte es freilich bitter nötig, da auch sie zu erlöschen drohte, weil Eckardt und der Mitbegründer P. Volmar möglichst verkehrt hantierten. „Ich kann," schrieb Frey am 13. Februar 1861 an Dössekel, „kein Vertrauen gewinnen zu der „Schweiz"; jedenfalls wird das Blatt nie den Träumen entsprechen, die ich schon längst einem solchen Unternehmen vorausgeschickt. Es ist ein Jammer, wenn man zusehen muß, wie Manches so ungeschickt angefaßt und dadurch der Sache im Ganzen geschadet wird. Wird's auch besser kommen zu unsern Lebzeiten? ultima spes!"

Endlich brach ein Licht durch die Wolken. „Ein junger hiesiger Drucker und Verleger, Herr Haller, der tüchtigen

Willen, Einsicht und — Geld besitzt, wäre geneigt, sofort die „Schweiz" zu übernehmen, die natürlich auf dem bisherigen Wege bald genug zu Grunde gehen müßte. Es wäre hier also nach meiner Ansicht eine Handhabe geboten zur Verwirklichung eines alten beidseitigen Wunsches, zur Gründung eines schweizerischen Literaturorganes, das vielleicht imstande wäre, die brauchbaren produzierenden Kräfte unseres Landes zu sammeln und dieselben nach innen und außen anständig zu repräsentieren. Wenn irgend einmal, so glaube ich, wär' es jetzt Pflicht, einen solchen Versuch zu machen, in einer Zeit, wo jedes Volk sich eifrigst bemüht, das Recht seiner Existenz aus der Besonderheit der Individualität darzuthun oder dasselbe anzusprechen. Gelegenheiten aber zu einem solchen Versuche werden nicht gar häufig geboten, da Geld und Verstand für solche Dinge bei unsern Verlegern eben sehr selten beisammen sind." (6. V. 1861 an Dössekel.)

Zwei Tage darauf klopfte Frey bei Gottfried Keller an, der vorher abgelehnt hatte, da er von Eckardts Erbe nichts wissen wollte, nun aber „eine ebenso rasche als freundliche Antwort" sandte, die leider nicht erhalten ist. Um das Nähere zu besprechen, wurde eine Zusammenkunft in Olten vorgesehen, zu der sich Frey, Hartmann, Dössekel, vielleicht auch G. Keller und Corrodi einstellen sollten. „Ich habe," ließ sich Frey in der Angelegenheit vor Dössekel vernehmen, „die genaue Erfahrung und Einsicht gewonnen, daß ein solches Unternehmen mit anständigen Geldmitteln unternommen werden muß und daß ein Verleger sich daran zu beteiligen hat, der in seiner hierarchischen Zunft ein Hütlein trägt, wenn das Blatt nicht innerhalb der dunkeln und unsichern Wege der Colportage hängen bleiben soll. Es ist dies namentlich durchaus notwendig, um ein Blatt über unsere Landesgrenze hinauszubringen, was doch geschehen müßte . . . Ich selbst verfolge weder auf der einen noch andern Seite ein persönliches In-

teresse; eine Redaktionsbeteiligung, die mit ihrem geschäftlichen Zeiterfordernis mir die Gefahr einer allzuraschen und drum auch unfertigen Produktion ersparen würde, wäre mir zwar schon willkommen."

Hart vor dem lange ersehnten und erstrebten Ziel wurde ihm unvermutet Lust und Freude vergällt, worüber er am 3. Juni 1861 an Gottfried Keller berichtet: „. . . Auf das nun vom Verleger erlassene gedruckte Zirkular geben Sie, wie ich höre und wie es mich von Herzen freut, sofort Ihre von mir jeder Zeit als entscheidend für die Sache betonte Zusage; aber siehe da — nun will mir so halbwegs angedeutet werden, ich hätte in einem dem Unternehmen ungünstigen Sinne an Sie geschrieben, und daher auch Ihre anfängliche Ablehnung . . . ich bleibe natürlich einfach weg. Seltsam berührt mich nur das, daß ich seit Jahren an dem Zustandekommen eines vernünftigen derartigen Versuches mit aller Zähigkeit festgehalten, und nun, da Aussicht auf ein Gelingen endlich vorhanden ist, fügt sich's, daß ich gerne wegbleibe."

Der Ursprung des Klatsches ist dunkel. Ärgerlich über den Handel und anscheinend auch ein wenig über sich selbst, setzte sich Keller unmittelbar, nachdem er Freys Brief erhalten, zu folgender Antwort hin: „Geehrter Herr! Vorige Woche besuchte mich der junge Volmar, ob er eigentlich in Geschäften der Zeitschrift* reiste, ist mir nicht mehr erinnerlich. Er sagte, daß er ganz in den Hintergrund treten wolle mit seinem Namen und überhaupt ein bescheidener Mensch sei, was mich für ihn einnahm. Als Gesellschafter gefiel er mir gut. Ich sagte ihm daher, Ihnen gegenüber hätte ich ablehnend geantwortet, weil Ihr Brief mich zu direkt an der Sache be-

* Nämlich der „Schweiz", an die Volmar als Mitgründer noch gewisse Rechte gehabt zu haben scheint.

teiligen wollte (also eher das Gegenteil von dem, wessen man Sie beschuldigt), ich dagegen dem Zirkular, wie es sei, nun wohl beitreten könne, vorausgesetzt, daß von ihm (nämlich Volmar) nicht mehr als vom Anführer die Rede sei, denn er sei zu jung und unerfahren dazu. Das ganz Gleiche sagt auch Hartmann, welcher sich bei mir nach meinem Thun erkundigte. Hartmann wirft auch noch die Frage auf und den Wunsch, daß der Titel die „Schweiz" ganz aufzugeben sei. Dies wäre auch nach meiner Meinung das Beste, damit die alte Pfuscherei ganz aus der Erinnerung käme.

Ich habe auch Karl Morel angeregt, er solle beitreten; da aber jetzt schon Klatschereien und Unannehmlichkeiten eintreten, so wird die Herrlichkeit nicht lange andauern. Volmar sagte mir auch, die „Schweiz" sei bei Stocker durchaus nicht im Absterben,* vielmehr würde derselbe sie gerne behalten. Er, Volmar, aber habe sie absichtlich dort wegnehmen wollen, um seine Lieblingsangelegenheit, oder wie er sich ausdrückte, durch Herrn Haller in eine neue Phase zu bringen. Herr Haller wolle das Blatt nun einfach selbst redigieren. Mir ist all dies gleichgiltig; nur scheint mir, daß der Ausdruck, daß die „Schweiz" in Frick und unter den bisherigen Auspizien im Absterben sei, Ihnen vielleicht jene Auslegung zugezogen hat. Mich hat dieser Ausdruck nicht abgeschreckt, sondern eher angezogen, weil das Faktum ein Beweis wäre, daß man es mit einem neuen Leserkreis und nicht mit demjenigen des Eckardt zu thun hätte. Ich sehe nun aber nicht ein, warum Sie sich von der Sache zurückziehen wollen. Es wird überhaupt nötig sein, daß die auf dem Zirkular genannten Autoren zum größten Teil stehen bleiben. Unter einer kleinen Zahl zu figurieren, die den Charakter von Herausgebern annähme,

* Wie sich Frey gegenüber Keller ausgedrückt.

würde mir nicht konvenieren, da ich doch nur wenig dabei thun kann.

Wenn, wie ich annehmen muß, Freund Volmar* Schuld an Ihrem Zurücktreten ist, so treten Sie wieder bei, indem Sie ihm diesen Brief zeigen. Es wird sich dann wohl aufklären. Das aber sage ich zum Voraus, daß ich nicht gesonnen bin, durch ein solches an sich gutes, aber nicht unumgänglich notwendiges Unternehmen in persönliche Verwicklungen, Klatschereien, Feindschaften und Freundschaften &c. hineinzugeraten, und Andere werden es wohl ebenso haben. Mit freundschaftlichem Gruß. Ihr ergebenster G. Keller." Zürich, den 4. Juni 1861.

Frey beharrte bei seinem Entschlusse, die Hand von der „Schweiz" zu lassen. Überdies war ein Antrag an ihn gelangt, der entschieden mehr verhieß, als die Führung der „Schweiz", wenn es sich damals für ihn überhaupt um die Führung und vielmehr nicht bloß um die Mitarbeiterschaft handelte. „Mitten in diese Unsicherheit hinein kommt ganz unerwartet Krüsi von Basel mit der Anfrage, ob ich nicht die Redaktion der von ihm verlegten „Illustrierten Zeitung" übernehmen und den Versuch machen wolle, dieselbe nach meinen Ideen allmählich umgestaltend in ein sicheres Fahrwasser zu bringen. Obwohl ich mich um das Blatt bisher nicht im mindesten bekümmert habe und auch nun, nach gewonnener Einsicht, mit dem bisherigen Gange gar nicht einverstanden bin, so mußte ich mich doch überzeugen, daß richtige Keime zu einem Wachstum vorhanden wären. Immerhin liegt die Sache, da Krüsi auch einen Verlag eröffnet hat und es ihm an energischer Thätigkeit keineswegs gebricht, für mich so

* Keller hatte sich in einem verlorenen Briefe gegenüber Frey „in seiner scharfen Weise über Volmar ergangen". So schreibt Frey am 17. Mai 1861 an Dössekel.

daß ich sie genau ansehen muß. Natürlich würde ich bei einer Übernahme der „Illustrierten Zeitung" manchem geringschätzigen Achselzucken vor der Hand nicht entgehen können. Doch würde ich mich auch mit dem Gedanken darüber trösten, daß ich, einmal mit meiner vollen Verantwortlichkeit für die Sache einstehend, nichts zu unterlassen entschlossen wäre, um sie zur Geltung zu bringen." Über Krüsi äußerte er sich des Fernern: „Richtige Druckmittel hat er, da er bereits mit zwei Schnellpressen und daneben mit Handpressen arbeitet und Mitglied des schweizerischen und deutschen Verlegervereins ist; was ihm etwa noch an Geschmack abgeht, das wäre ihm, wie ich denke, durch persönlichen Einfluß, wenigstens für Einzelfälle, wohl beizubringen."

Es ist klar, er verhehlte sich die bedenklichen Seiten des Unternehmens nicht, aber er legte es doch darauf an, die guten ins Licht zu rücken, nicht nur vor dem Freunde, sondern ganz gewiß auch vor sich selbst. Denn seine Lage war seit Jahren eine so drückende und erbärmliche geworden, daß er die nächste beste Gelegenheit ergriff, sich von Gutknecht loszumachen, der es ihm sauer genug werden ließ, für Frau und Kinder, deren Zahl durch die 1859 erfolgte Geburt eines Knaben (Alfred) auf vier angewachsen war, das Brot zu erwerben. Über das Gebahren des Verlegers und die elenden Verhältnisse, worin der Dichter meistens steckte, gewähren seine an Dössekel gerichteten Briefe deutlichen Aufschluß, wobei zu bedenken ist, daß er ohne äußerste Not selten klagte und überhaupt den Jammer gern verschwieg.

(26. Febr. 1860.) „Es hat mich die letzte Zeit hindurch so mancherlei bedrückt und beengt, innerlich und äußerlich, daß ich Dir nicht schreiben mochte bisher, wär' es ja doch nur ein Klagebrief geworden und wird auch jetzt noch nicht viel Anderes werden. Das Schlimmste ist, daß ich mich von den Nachwehen der Krankheit nicht recht erholen kann und mir eine wirkliche

Kräftigung wohl erst wieder der Frühling bringen wird. Diese Krankheit selbst hat mich in häuslicher Beziehung vielfach gehemmt, und es war einem ehemaligen sogenannten Freunde sogar vorbehalten, meine Lage durch eine mir jetzt noch unbegreifliche Rücksichtslosigkeit zur höchsten Verlegenheit zu treiben ... Nun will ich nicht länger meinen eigenen Neigungen und Ansichten mannigfach Zwang anthun, bloß um den Absichten eines spekulierenden Verlegers dienstbar zu sein, der endlich denn doch den ganzen Gewinn für sich allein einstreicht und von Anerkennung rein nichts mehr weiß, sobald man nicht durchweg bereit ist, seinen Wünschen zu entsprechen. Gutknecht hat vergangenes Jahr von seinem Unterhaltungsblatt 10,000 Franken Reingewinn eingesteckt so gut als einen Centime und für was denn eigentlich?"

(13. Febr. 1861.) „... Wirst Du mir's glauben, wenn ich Dir sage, daß durchschnittlich der Mangel an Mitteln der Grund war, der mich verhinderte, mein Vorhaben, Dich einmal persönlich aufzusuchen, auszuführen? — Ich habe in dieser Beziehung ein wahrhaft elendes Jahr durchgelebt, hoffentlich das schlimmste, das mir auf meinem ohnehin nicht sehr sonnigen Wege beschieden ist ... Meine ökonomische Stellung war von Anfang an eine äußerst knappe, um so mehr, als ich noch einige Schulden nach Aarau abzubezahlen hatte. Vorigen Winter lag ich krank und konnte ein Vierteljahr lang die Zeitung nicht besorgen, und von der Zeit an datiert eine Misere, in der ich eben erst jetzt recht stecke. Herr Gutknecht nämlich war so großmütig, mir für jene Zeit kein Honorar zu bezahlen; dadurch kam ich in Vorschüsse und Abhängigkeit von ihm, die er seither auf eine Weise auszubeuten gewußt, wie es mir früher von Andern vorausgesagt worden war, wie ich es aber nie geglaubt hätte. Natürlich mußte ich doch mit meiner Familie gelebt haben und bedurfte täglich Geld; das gab mir mein Herr „Prinzipal" auch; aber wie? nie mehr

als im höchsten Falle zwanzig Franken miteinander — eben sich auf jene Vorschüsse stützend. Er deutete mir dabei an, wenn ich mich beschwerte, daß ich auf diesem Wege notwendig in Nachteil kommen müsse, da ich nichts abbezahlen, keine Berechnung machen könne, sondern in reinstem Sinne nur von der Hand in den Mund lebe, das sei recht förderlich zur Arbeit. Verflucht! — gerade dadurch wurde ich mißmutig, wurde um elende Schüldlein geplagt, die ich doch nicht bezahlen konnte und mir dadurch notwendig den Schein erwecken mußte, als wolle ich nicht bezahlen. Das war die richtige Arbeitsstimmung, ja fürwahr! Hätte mir Gutknecht anständig ein paar Hundert Franken gegeben, sie wären in einigen Monaten abverdient gewesen und ich um eine vielleicht brauchbare Arbeit reicher. Er that's nicht, und so mochte ich ihn auch nicht mehr darum angehen. So kam es, daß letzthin eine Geldstagspublikation gegen mich erscheinen konnte wegen der Gesamtsumme von 400 Franken. Sie ist nun freilich widerrufen worden, aber die Sache deshalb noch immer nicht im Reinen. Freilich bin ich auch nicht schuldlos daran; hätte ich mich an Diese oder Jene gewendet, so würde mir vielleicht wohl geholfen worden sein. Aber die hiesigen Radikalen, die Mittel haben, sind mir nicht besonders hold, da ich manchmal meine eigene Ansicht zu haben wage; von den Konservativen bin ich ohnehin durch meine Stellung zur „Berner Zeitung" geschieden. Dazu kommt, daß Gutknecht ganz bestimmt jeder Hilfsbereitwilligkeit, von der er gehört, abgewinkt hätte; er lebt des festen Glaubens, mich zu seinem vollständigen Sklaven machen zu können und dadurch mehr zu gewinnen, als an dem freien Willen eines Menschen, der nun seit zehn Jahren für ihn gearbeitet und zuverlässig nicht zu seinem Schaden. Nun, er hat die Rechnung ohne Wirt gemacht! — Wie peinlich mir auch diese Vorgänge sein müssen, am Ende ist's gut, daß es so weit gekommen ist; der Himmel weiß, wie lange ich noch in diesen

alles gesunde Mark wegfressenden Verhältnissen fortvegetiert hätte. Und das ist mir eben das Schmerzlichste, die verlorene Zeit, die, wenn auch nicht mit Geldertrag, doch mit würdiger Arbeit hätte gesegnet sein sollen. Besser machen, heißt es jetzt."

Die Klage des Dichters, daß Krankheit, Not und daraus entspringende Verstimmung seine Schaffenskraft lähmten, wird durch die seit dem Sommer 1859 abnehmende Zahl und Beschaffenheit seiner Arbeiten erhärtet. Nachdem er damals die „Waise von Holligen" vollendet, schrieb er sein bestes Gedicht, „Das Lied vom Vaterland", und die Dorfnovelle „Das Vaterhaus", dann aber bis zum Sommer 1861 nur noch drei Erzählungen. „Das Lied vom Vaterland" und „Das Vaterhaus" erschienen 1859 in den „Monatsblättern" des schweizerischen literarischen Vereins:

Ich bin in milder Maiennacht
Entlang dem See gegangen,
Wo, mondscheinflimmernd angefacht,
Die Wasser leis erklangen;
Und auf der lichtumblitzten Bahn
Glitt flinken Laufs ein Kahn hinan,
Aus dem ein frischer Kindersang
Bald fern, wie traumverloren, klang:
Rufst Du, mein Vaterland.

Und als ich bei des Morgens Schein
Zur Stadt im Thal gekommen,
Da kam das Volk zum Thor herein
Wie Meeresflut geschwommen;
Die Fahnen wehn; der Schüsse Knall
Weckt weit durchs Land den Wiederhall;
Die Menge aber wogt' und quoll,
Bis es in tausend Stimmen scholl:
Rufst Du, mein Vaterland.

Ich ließ die Stadt und stieg hinan
Den Pfad zur grünen Halde,
Wo sich ein hoher Wiesenplan
Umsäumt mit dunklem Walde;
Da war's wohl still; nur fernher drang
Verlorner Herdenglöcklein Klang;
Doch frisch erhub der Hirtenknab
Das Lied und sang zum Wald hinab:
Rufst Du, mein Vaterland.

Da stand ich still; zu Häupten glüht
Die Firn im Abendstrahle,
Zu Füßen duftet und erblüht
Die Maienpracht im Thale;
Mir war's, als ob des Herren Hand
Sich segnend legte auf das Land,
Und wie ein tieferschauernd Wehn
Fühlt' ich mir's durch die Seele gehn:
Rufst Du, mein Vaterland.

Dem Jahre 1860 mit der langwierigen Krankheit und ihren hartnäckigen Nachwehen gehört außer einer kleinern, ersichtlich rasch und ohne richtigen Anteil hingeworfenen Novelle die historische Erzählung „Das Schwerterbe" an, dem folgenden „Der rote Schiffer von Luzern" (später betitelt: „Aus schlimmen Tagen"). Es war dies abermals ein Griff in den Stoffschatz der Helvetik, wie Frey, nach einer Meldung an Dössekel, noch mehrere zu thun gedachte. (20. Febr. 1860.)

Übers Jahr (13. Febr. 1861) berichtete er dem Freunde: „Vorderhand schreibe ich eine novellistische Schnurrante, Lesefutter für das Unterhaltungsblatt; so bald ich damit zu Ende bin, werde ich eine versifizierte Erzählung machen, die Feindschafts- und Versöhnungsgeschichte der Berner Schultheißen Steiger und Nägeli. Ich habe den Stoff schon lange in mir herumgeschleppt und glaube, es könnte was Ordentliches daraus

werden, wenn rechter Sonnenschein und Tau nicht fehlen." Daß ihm Umstände und Stimmung niemals vergönnten, diesen episch-lyrischen Vorwurf von bescheidenem Umfang zu gestalten, nur im Behagen reiner Schaffensfreude, ohne Rücksicht auf Lesewelt und Gelderwerb — auch das bildet ein Merkmal seines verhetzten und vergrämten Daseins.

Der Mangel eines Verkehrs mit produktiven oder solchen urteilenden Köpfen, von denen wirklich etwas zu lernen war, trug gleichfalls sein Teil dazu bei, daß Frey, eine sensible und von dem vielen Leid leicht niedergedrückte Natur, die nötige Sammlung und Stimmung nicht immer zu finden vermochte. Seiner Fähigkeit, rasch zu entwerfen und auszuarbeiten, mußte einsichtige Anregung ganz besonders wohlthätig sein. Nun fehlte es ihm in Bern freilich nicht an gleichgesinnten und zuthunlichen Gefährten; aber sie standen an künstlerischer Einsicht und an Können insgesamt hinter ihm zurück. Da war J. C. Ott, da war Samuel Liechti, da war der heitere Arthur Bitter, da war Professor Papst, vor allen aber J. J. Romang, der Verfasser des schönen Gedichtes „D'r Friesenwäg", im großen ganzen der gehaltvollste Schriftsteller jenes Kreises und der liebenswürdigste Mensch. Alle diese und andere hatten sich zu einer Vereinigung zusammengethan, das „Hopfenkränzchen" genannt. „Es befanden sich darinnen," erzählt J. J. Romang, „zu viel ‚zugewandte Orte', heitere Gesellen, sodaß es dem ernsten Dr. Jakobus, wie Frey hieß, oft etwas zu laut hergehen mochte."*

Schon von Aarau aus hatte er eine Anknüpfung mit Basel gefunden und hernach eine neue angestrebt, als er gemerkt hatte, daß er in Bern nicht vor die rechte Schmiede gekommen war: 1856 veröffentlichte er in der Basler Zeitschrift „Die

* Das Schweizerhaus 1878, S. 37.

Zukunft des Volkes" die kleine Novelle „Ein Opfertod" und, wie erwähnt, Ende 1857 im Feuilleton der „Basler Nachrichten" die geschichtliche Erzählung „Der Bärenschild". Die „Schweizerische Illustrierte Zeitung" aber, zu deren Leitung er nun im Sommer 1861 nach Basel zog, war aus jener „Zukunft des Volkes" hervorgegangen.

Er verließ die Berner Freunde ungern, und vielleicht noch schwerer fiel ihm der Abschied von dem Umgelände der schweizerischen Hauptstadt, namentlich von ihren schönen Wäldern. Er liebte es über Alles, wie Romang erzählt, mit einem oder zwei seiner vertrautesten Freunde die herrlichen Wälder in der Umgebung Berns zu begehen, im Schatten mächtiger Baumkronen Gedanken und Meinungen auszutauschen, die Schlösser Holligen, Reichenbach und Bremgarten zu besichtigen. Überhaupt hing er von früh auf mit einer Art von Leidenschaft am Wald, den in wilder Sturmnacht zu durchwandern sein Entzücken war. Seit er 1860 aus der Stadt Bern heraus und außerhalb der „Enge" in das sogenannte Fischergut gezogen war, fand er häufiger Gelegenheit zum Spazieren und Wandern. Freilich wurde ihm der nicht kleine Heimweg aus der Stadt an rauhen Herbst- und Winterabenden beschwerlich und seiner Gesundheit mehrfach gefährlich.

Damals, als er draußen vor der Stadt Bern wohnte, badete er häufig in der Aare, deren Fluten unweit seiner Behausung vorbeirauschten. Einmal hing es an einem Haar, daß er ertrank: er stieß in den trüben, hochgeschwollenen, schon von der Abenddämmerung überschatteten Wassern die Brust an einer frisch angeschwemmten Sandbank auf, sodaß er für einige Augenblicke den Atem verlor und sich nur mit Mühe der wilden Strömung erwehrte. Ein waghalsiges Stücklein war es auch, als er, zur Vermeidung des Umwegs über eine der untern Aarbrücken, in finsterer Nacht mit seinem

Freunde Samuel Liechti über die damals noch im Bau begriffene Eisenbahnbrücke kletterte, in schwindelnder Höhe über der Flut, wo jeder Sturz unfehlbar in den Tod führte.

---

## Basel. „Schweizerische Illustrierte Zeitung" und „Schweizerischer Volks-Novellist".

1861—1865.

Am 1. Juli 1861 langte Frey mit den Seinen in Basel an. Es ereignete sich gleich im Anfang Verschiedenes, was, wie er sich ausdrückte, ihn nicht zu Atem kommen ließ. Infolge irgend einer Anstrengung zog sich seine Frau einen Unfall zu, sodaß er schon in den ersten Tagen dem Boden seiner neuen Heimat eine Kindesleiche übergeben mußte.

Die Arbeit drang mit solcher Fülle auf ihn ein, daß nur eine volle und ungestörte Kraft sie gänzlich hätte bewältigen können. „Trotz alledem," äußerte er sich gegen Dössekel, „blicke ich wirklich frisch und hoffnungsvoll in meine nächste Zukunft, d. h. ich bin nicht verzagt, und die Schiffe, die ich hinter mir verbrannt, haben mir noch kein Heimweh erweckt." (21. Juli 1861). Vor Allem freute ihn die Achtung, die der Verleger Krüsi dem Berufe eines Schriftstellers entgegenzubringen schien: „Sie weckt und erhält Arbeitslust. Hierin hat Gutknecht wahrhaft gesündigt an mir."

Vor dreißig und vierzig Jahren, wie von Alters her, galt der Dichter und Schriftsteller in der Schweiz gewöhnlich nur das, was er als Beamter, als Rentier, was er überhaupt

sonst im bürgerlichen Leben war. Das entsprach den kleinen Verhältnissen und ließ sich allenthalben wahrnehmen, in Bern, in Basel und selbst in Zürich. Der politische Redaktor insbesondere wurde damals wie irgend ein anderer Angestellter angesehen und behandelt; der Prinzipal bezahlte ihn wie einen andern, wies ihm die Arbeit an und zeichnete daher mit seinem, nicht mit des Redaktors Namen: daß Frey an der „Berner Zeitung" und am „Schweizerboten" ohne seine Unterschrift arbeitete, war also zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches.

Heute liegen die Dinge ein wenig anders, weil die Städte größer, Bildung und Wohlstand allgemeiner und hauptsächlich, weil ein Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer vom Ausland in einer Weise geehrt wurden, daß ihre Landsleute notgedrungen endlich auch einschwenken mußten und dann schließlich mit voller Kraft und Wärme wirklich einschwenkten. Es bestand eben der Satz zu Recht, daß, wie Gottfried Keller einmal bitter scherzte, in der Schweiz kein Dichter etwas galt, bevor er mit der großen Trompete über den Rhein hereingebracht wurde.

Frey, der sich mit seinem hervorragenden Landsmann nicht vergleichen wollte, gebrach die Anerkennung deutscher Seits nicht. Allein sie wiederholte sich nicht häufig genug, um Eindruck zu machen, sie verdichtete sich zu keiner äußern Ehrung und zu keinem greifbaren Erfolg. Und da sich die Not hinzu gesellte, that es ihm wohl, daß endlich auch ein Verleger seinen Dichterberuf vollwertig anschlug.

Wie es sich nun damit verhielt, darüber gingen ihm binnen Kurzem die Augen auf. Durch Betriebsamkeit vom Geißbuben zum Druckereibesitzer aufgestiegen, besaß Krüsi weder hinreichend Bildung noch Einsicht, um in dem Schriftsteller etwas anderes zu sehen, als einen Textlieferanten, den er mündlich und brieflich ungeberdig anließ, wenn er sein Manuskript nicht pünktlich oder, wie ihm scheinen wollte, nicht

von genügender Güte zur Stelle brachte. Das hätte sich nun am Ende überwinden oder übersehen lassen, da er im Grunde wohlwollend war, hätte es ihm nicht dermaßen an Mitteln gefehlt, daß er als Verleger eine üble Figur spielte. Auch hierin hatte sich Frey eben getäuscht und zwar gründlich. Denn obwohl ihm Krüsi, als es sich um die Verlagsübernahme der „Waise von Holligen" handelte, bekannt hatte (14. Mai 1861), er verfüge nicht über Kapitalien und müsse bei jedem neuen Unternehmen seine Kasse „besonders in Beratung ziehen," hatte sich Frey doch die Dinge etwas anders gedacht.

Dieser Mangel an Mitteln, viel mehr als der an Einsicht und Bildung, wurden für die „Schweizerische Illustrierte Zeitung", für ihren Verleger und für Frey von verhängnisvoller Bedeutung.

Die „Schweizerische Illustrierte Zeitung" war ein Unterhaltungsblatt in groß Oktav, das in Wochennummern von je acht Seiten erschien. Krüsi hatte sie gegründet und bis zu Freys Eintreffen in Basel auch redigiert, worüber er am 14. Mai 1861 sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Ich bin allerdings mit der Art und Weise der bisherigen Redaktion nicht einverstanden und müßte Allerlei anders werden, wenn ich einmal eine eigene Redaktion angestellt habe, so aber besorge ich das Ganze selbst unter Benützung des Stoffes der geehrten Mitarbeiter, und wegen der beschränkten Zeit, die mir hiezu bleibt, kann die Sache nicht so werden, wie ich es eben gern sähe." Er warf Frey ein Wochenhonorar von achtzig Franken aus, womit der Text zu bezahlen war, gleichviel, ob er aus seiner oder aus der Feder der Mitarbeiter floß; immerhin waltete die Meinung vor, daß der Redaktor den Hauptteil zu liefern habe. Wollte dieser von seinem Gehalte nicht allzuviel einbüßen, so mußte er sich tüchtig ans Schreiben machen. Auch so blieb für Andere selbstverständlich noch manches zu thun, denn eine Nummer verlangte durchschnittlich neuntausend Wörter.

Kaum in Basel angelangt, nahm Frey die schwere und mühsame Arbeit auf. „Ich hatte," berichtet er an Dössekel, „Alles zu schreiben, wo unter obwaltenden Umständen Eines zu viel gewesen wäre". In der Nummer vom 13. Juli stellte er sich den Lesern in einer „Vorbemerkung" vor, worin er über Ziel und Zweck der Zeitschrift und ihres Leiters u. A. folgendes sagte: „Verpflichtet halten wir uns, noch kurz anzudeuten, was wir wollen, und das besteht einfach in der möglichst ausgedehnten Verwirklichung der Idee, die schon der Gründung dieses Blattes vorgeschwebt, sowie sie demselben auch den Titel einer „Schweizerischen Illustrierten Zeitung" gegeben hat. Dieses Ziel werden wir zunächst dadurch zu erreichen suchen, daß die leitenden Erzählungen und Novellen unseres Blattes ihren Inhalt lediglich der Geschichte, den politischen und sozialen Zuständen unseres Vaterlandes entnehmen; wie andrerseits den Tageserscheinungen unseres nationalen Lebens, die sich zur künstlerischen Darstellung eignen, eine vorzugsweise Aufmerksamkeit geschenkt werden soll."

In der nämlichen Nummer begann er eine Erzählung aus der Geschichte Basels: „Die Tochter des Tuchherrn", geschickt auf den Effekt angelegt, aber unter hemmenden Umständen bruchstückweise so rasch produziert, daß von irgend einer Ausarbeitung und Vertiefung keine Rede sein konnte. Daneben stellte er sich noch mit einem Illustrationstext ein: „Der Brand von Glarus". Die Erzählung, von der jede Nummer mindestens zweihundert Zeilen bot, hielt vier Monate vor. Er schrieb bis zur Jahreswende, in ungefähr fünf und einem halben Monat, annähernd ein halbes Hundert Artikel, meistens zu Bildern, über die verschiedensten Gegenstände, wie sie die Illustrationen gerade verlangten, z. B. „Bad Pfäfers", „Bundesrat Furrer", „Das eidgenössische Schützenfest zu Stans", „Der erste schweizerische Bürgerkrieg", „Basels Anteil an dem Tag von St. Jakob", „Die Gefangenen von Greifensee", „Die Gem-

sen", „Araucanien", „Alter des Tierschutzes", „Bergsturz" u. s. w. Überdies lieferte er noch eine Jagdgeschichte: „Der ausgezogene Schuß" und beschrieb einen Herbstausflug über den Rhein in einem größern Aufsatz: „Im Schwarzwald", den er mit einer Reihe treffender Beobachtungen und mit einer eingelegten Erzählung ausstattete. Auch druckte er aus dem Unterhaltungsblatt zwei seiner frühern Schöpfungen ab: „Klein Gottfried" und „General Massena und die Freiämter Deputierten", die zweite allerdings mit einer Kürzung des Titels.

Mühsal und Handwerkslast blieben immer die gleichen; Beschaffenheit und Anforderung seiner Stellung gewährten keine Ruhe; vielmehr gedieh 1862 die Frohn und Schreibesklaverei erst recht zur Blüte, da es sich darum handelte, dem Blatte womöglich rasch ein neues Gepräge aufzudrücken, d. h. ein anderes, als Krüsi ihm verliehen; das konnte nicht durch die Beiträge der Mitarbeiter, sondern nur durch zahlreiche Produktionen der allzeit bereitstehenden Schriftleitung erreicht werden. Frey schrieb für den Jahrgang 1862 der „Schweizerischen Illustrierten Zeitung" eine solche Menge Novellistisches, daß von den zweiundfünfzig Nummern bloß vier ohne Erzählendes aus seiner Werkstatt blieben. Den Reigen eröffnete „Der Reiter von Bremgarten", der durch achtundzwanzig Nummern ritt. Ein Seitenstück zur „Waise von Holligen" und wie diese der Stoffkammer der Helvetik entnommen, erzielte diese Erzählung durch fesselnde Handlung, durch eine Folge wirksamer, zum Teil überraschender Szenen und da sie ein deutliches Bild der aufgeregten Zeit bot, einen entschiedenen Eindruck auf ein weiteres Publikum, birgt auch so viele Keime von Tugenden in sich, daß des Dichters langehin gehegter Wunsch nach einer Durcharbeitung und strengern Fassung wohl gerechtfertigt war. Es wäre freilich nicht wenig zu thun gewesen. Beweist doch ein längerer geschichtlicher Exkurs in der zweiten Nummer des betreffenden Jahrganges der „Schweiz. Illustrierten Zeitung",

daß Frey nach dem allerersten Anfang für den Moment schlechterdings keine Fortsetzung wußte und darum sich mit irgend einem Einfall behalf: so sehr hing Alles am Augenblick, so wenig vollzog sich die Ausführung nach einem vorher auch nur notdürftig festgestellten und annähernd deutlich umrissenen Plane.

Den Umfang des durch eine solche Hetze verursachten Schadens ermißt man am besten aus den Vorzügen der Erzählung „Das erfüllte Versprechen", die, neben allen andern Arbeiten Ende 1861 in einem Guß entstanden, 1862 im „Neuen schweizerischen Unterhaltungsblatt", wohl als Abzahlung einer Schuld an Gutknecht, erschien. Paul Heyse, der sie in seinen „Deutschen Novellenschatz"* aufnahm, urteilt darüber folgendermaßen: „Ich habe ein historisches Lebensbild gewählt, in welchem sich alle Vorzüge Freys am erfreulichsten entfalten: klares Durchbilden des Themas, Betonen des Hauptmotivs in echt novellistischer Schärfe und ein sicherer Takt in der Lösung des sittlichen Problems. Nach dieser Seite ist die vorliegende Erzählung wahrhaft mustergiltig. Niemand wird sich dem erschütternden Eindruck der tragischen Gerechtigkeit entziehen, die hier, im Einklang mit dem Gewissen des Helden, in überraschender Weise geübt wird, während wiederum die Mischung von Kühnheit und Selbstsucht in der Schuld des Unglücklichen seiner Gestalt unser volles Interesse sichert. Auch die Darstellung, die in der ersten Hälfte hie und da an Überschwänglichkeiten leidet, erhebt sich mehr und mehr zu charakteristischer Einfachheit und dichterischer Gewalt."

Die beiden andern Erzählungen im Jahrgang 1862 der „Schweizerischen Illustrierten Zeitung", „Eine gemischte Ehe" und die zu einem Bilde zurechtgerückte „Das verlorene Kind",

* Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse, 4. Serie, 5. Band (d. ganzen Reihe 23. Band).

halten, namentlich die letztere, nach Erfindung und Gestaltung einen Vergleich mit dem „Reiter von Bremgarten" nicht aus, wie sich denn wohl auch bei sorgfältigerer Ausarbeitung aus den Motiven kaum mehr herausschlagen ließ. Eine vierte dagegen, ohne des Verfassers Namen gedruckt, „Eine Traumgeschichte", möchte wohl durch Vertiefung der historischen und psychologischen Momente beträchtlich an Reiz gewonnen haben.

Außer den Erzählungen lieferte Frey dem Blatte noch annähernd ein halbes Hundert meist als Bildererläuterungen geschriebene Aufsätze, wesentlich historischen und biographischen Inhalts. Obgleich diese von vornherein keinen Wert beanspruchten und die Novellen oft wider besseres Können und bessere Einsicht zu Papier gebracht werden mußten, so darf man sich doch Alles in Allem über die Fülle und Beschaffenheit der von Frey im Laufe eines Jahres gelieferten Arbeiten wundern, wenn man bedenkt, daß er während desselben schwer krank lag und sich lange Zeit nicht erholte. In der Jahresmitte befiel ihn nämlich eine heftige Brustfellentzündung, die ihn hart ans Äußerste brachte, sodaß seine verzweifelte Frau schon seinen sichern Verlust voraussah und entsetzt an die Zukunft der gänzlich unversorgten Kinder dachte, von denen das älteste erst sieben, das jüngste erst drei Jahre zählte. Nach zehnwöchentlichem Krankenlager begab sich der Genesende ins solothurnische Bad Lostorf, hoffend, daß ihm die stille Waldeinsamkeit mehr als das Badwasser helfen würde. Doch kaum acht Tage später mußte er wieder heim, um die inzwischen gleichfalls erkrankte Frau nach Baden zur Kur zu schicken; und als ob der Würgengel über dem Hause schwebte, wurden auch die sonst gesunden Kinder von Krankheit betroffen. Im Februar 1863 klagte er Dösseke1, er habe noch keine recht gesunde, deshalb auch noch keine recht erquickende Stunde gehabt. „Es fehlt mir hier

der Wald, ohne den ich nicht gesund werden, nicht gedeihen kann."

Er durfte damals um so leichter einen Ortswechsel ins Auge fassen, als ihn nichts mehr in Basel hielt: seit Wochen, seit der Jahreswende, war er nicht mehr Redaktor der „Schweiz. Illustrierten Zeitung". Am 28. Oktober 1862 hatte er von Krüsi nachstehende Zeilen erhalten: „Herr Dr. Frey! Verschiedene Umstände veranlassen mich, Ihnen erklären zu müssen, daß ich von Neujahr an die Redaktion der „Illustrierten Zeitung" wieder an mich ziehen werde und Sie deshalb Ihrer Verpflichtungen von da an entbunden sind. — Der Kostenpunkt ist mir ein zu bedeutender gegenüber Ihrer Thätigkeit, als daß ich die Sache auf diesem Fuße länger fortführen kann. Die Herstellungsweise ist eine so teure, daß ich nicht imstande bin, die Kosten zu erschwingen. Ihrerseits ist das Honorar von achtzig Franken per Woche für zirka sechs Seiten Text, der häufig nicht original ist, ein so enorm hohes, daß meine Kasse es nicht mehr länger aushalten kann. Auch ist der Inhalt der Zeitung so einförmig und eintönig gehalten, daß ich täglich Unzufriedenheit seitens der Abonnenten vernehmen muß. Bei Übernahme der Redaktion haben Sie mir von einer Menge von Punkten gesprochen, die Sie im Blatte fleißig beachten wollen; haben alle emporragenden Größen zu Ihrer Verfügung, währenddem manche ersterer Punkte unbeachtet blieben und von letztern keine Zeile während anderthalb Jahren floß. Sie werden daher meine Erklärung nicht unbillig finden. — Inzwischen zeichne ergebenst Ch. Krüsi. P. S. Ich halte mir verschiedene Mitarbeiter und honoriere einen Jeden nach seinen Leistungen, wobei Sie natürlicherweise gerne mitgenommen werden. Der Obige."

Das war der Verleger mit der Achtung vor dem Schriftstellerberuf!

In dieser Epistel ist Alles säuberlich am Schnürchen aufgereiht: die finanzielle Ohnmacht des Mannes, seine in ungerechtfertigten Vorwürfen sich ergehende, übrigens hier sehr maßvolle Grobheit und seine Beschränktheit. Die Vorwürfe waren grundlos, weil das Blatt wirklich nicht an langweiliger Einförmigkeit litt, ganz abgesehen davon, daß, da Krüsi die Holzschnitte selbst auslas, der Text sich diesen anbequemen mußte. Auch war es vom Verleger ein törichtes Thun, nach den Beiträgen namhafter Autoren zu schreien, im nämlichen Atemzug, wo er zugab, nicht einmal den Hungerlohn von achtzig Franken Text für die aus sechs (mit den Bildern acht) Seiten Großquart bestehende Wochennummer bezahlen zu können; denn es war ein Hungerlohn, weil Frey daraus eine Menge fremder Beiträge mitzubestreiten hatte, da er unmöglich eine Nummer nach der andern allein zu füllen imstande war. Auch meinte Krüsi nun so viel gelernt und abgeguckt und die Sache so weit im Blei zu haben, um das in die Höhe gegangene Blatt ohne Frey leiten zu können, der in seiner vertrauenden Gutmütigkeit sich im Vertrag so wenig vorgesehen hatte, daß ihm der Stuhl auf bedenklich kurze Frist vor die Thüre gesetzt werden konnte.

Es hat den Anschein, als ob Frey sich bei den wenigen schweizerischen Autoren von Namen vergeblich um Beiträge bemühte. Übrigens würde selbst bei fetteren Honoraren ein einigermaßen bekannter Schriftsteller mit einer Einsendung für die „Schweiz. Illustrierte Zeitung" gezaudert haben. Schon das Aussehen des Blattes schreckte leicht ab. Die Holzschnitte, wenigstens der ersten Jahrgänge (1859—1861), sahen teilweise wahrhaft vorsündflutlich aus, waren auch so hinterwäldlerisch gedruckt, daß es mitunter Mühe kostete zu erkennen, was sie eigentlich darstellten. Entscheidend jedoch für einen guten Schriftsteller fiel wohl die ursprünglich bloß auf die untern Schichten berechnete Haltung der Zeitschrift in die Wagschale: der Leserkreis rekrutierte

sich vorwiegend aus Leuten, die ohne langes Besinnen zum nächsten besten, d. h. zum elendesten ausländischen Kolportageblatt übergingen, wenn ihnen gerade ein solches ins Haus flog. Hier hätten nur langjährige, zielbewußte Arbeit und ausgiebige Geldopfer Wandel schaffen können. Aber dazu war Krüsi nicht der Mann: er wollte unverzüglich erkleckliche Einnahmen haben, und als ihm, was völlig unmöglich war, der Name seines Redaktors das goldne Wunder nicht sofort herbeizauberte, so gab er ihm einfach den Abschied.

Aber damit kamen die Beiden von einander nicht los, denn sie brauchten sich nach wie vor, vertrugen sich auch wieder, da bei Krüsi gewöhnlich nicht so heiß gegessen wie angerichtet wurde. Er führte die „Schweiz. Illustr. Zeitung" unter dem Titel „Der Schweiz. Volksnovellist" fort, nachdem er schon zwei Jahre einen Teil der Auflage unter dieser Flagge hatte segeln lassen. Landauf, landab trieb er keinen Zweiten auf, der in Freys Art als vielgewandter Nothelfer heute einen Holzschnitt mit leichtem Novellengewebe umspann, morgen einen andern aus dem Stegreif erläuterte, übermorgen für einen dritten nach rasch aufgestöberter Vorlage eine Begleiterklärung zusammenschneiderte.

Der Dichter, einer gewissen Einnahme bei Krüsi vertrauend, freute sich seiner Freiheit oder vielleicht täuschte er sich auch nur ein fröhliches Gefühl vor, indem er sich vor dem zweideutigen Antlitz der neuen Lage Mut zusprach. „Ich will," schrieb er an Dösseker (13. Febr. 1863), „einmal vollkommen auf freien Füßen stehen, zumal dies auch in ökonomischer Beziehung keinen Nachteil bringen kann, vielmehr eher umgekehrt; aber es steckt eben in uns immer noch ein merkwürdig Stück philiströsen Sauerteiges; wir meinen stets eine Art „sicherer Stellung" haben zu müssen, als ob für uns eine andere Sicherheit zu finden wäre, als die, welche eben die Arbeit gewährt." Er fügte hinzu, er dürfe nicht länger seine Zeit verschleudern.

Und doch mußte er sie wieder verschleudern und seine Kraft für das karge Brot drangeben.

Die mißliche Plackerei, die von Krüsi ausgesuchten Cliches mit Texten zu begleiten, nahm ihren Fortgang, und nun sollten noch mehr erzählende Beiträge als bisher zu Bildern geliefert werden. Frey trat im Jahrgang 1863 des „Schweiz. Volksnovellisten" mit nicht weniger als sieben, im folgenden mit vier größern oder kleinern Erzählungen hervor.

Man blickt in das müde und erschöpfte Antlitz des Dichters, der mehr konstruiert als erfindet, der sich mit schwindendem Behagen, mit wachsender Unlust an den Hörer wendet. Er, der früher ein Meister der Kürze war, liebt es jetzt mitunter, das psychologische Problem im Eingang der Erzählung zu erörtern oder durch irgend welche Figuren erörtern zu lassen und zuweilen selbst den Gang der Handlung durch solche Deliberationen zu unterbrechen. Stellenweise neigt er fast einer breiten Realistik zu, ohne die beabsichtigte Wirkung gesteigerter Kraft und Deutlichkeit in beträchtlichem Grade zu erreichen; man weiß nicht recht, entspringt diese Breite, wie wohl die betrachtenden Exkurse auch, dem Wunsche nach mehr Honorar oder einem neuen künstlerischen Bedürfnis; vielleicht verweilte er auch nur bei diesen Schilderungen, weil er noch nicht wußte, wie er das Motiv weiterführen sollte. Da und dort mischt sich ein bitterer Ton ein, eine gereizte Teilnahme für die Armen und Verstoßenen, seltsam abstechend gegen die unmittelbare Wärme der Darstellung, womit er früher ohne viele Worte den Weg zum Herzen fand.

Aber der ärgste Fluch dieser literarischen Knechtschaft bestand in der Notlage, mehr als ein gutes Motiv, das der Dichter jahrelang im Busen getragen und auf eine günstige Stunde verspart hatte, wie einen unreifen Apfel vorzeitig vom Baume der Poesie herunterschlagen zu müssen. Das trifft namentlich bei der Erzählung „Die Spotthochzeit" zu.

Mochte ihn die Hoffnung auf bessere Zeiten und der Gedanke trösten, daß im „Schweiz. Volksnovellisten“, der den berufenen Literaturleuten kaum unter die Augen kam, manches Minderwertige durchschlüpfen dürfe, so mußte er jedenfalls zugleich gewahren, wie übel sich sein Verhältnis zur Lesewelt des Heimatlandes gestaltet hatte. Indem er sich vom „Neuen schweizerischen Unterhaltungsblatt“ wegbegab, entschwand er dem Blicke der bessern Stände und tauchte im Bereiche jenes untern Lagers auf, vor dem literarische und künstlerische Wirkungen zwar nicht spurlos, aber rasch vergehen wie Spreu vor dem Winde, das weder Zeit, noch Mittel, weder Neigung, noch Bildung hat, für die Kunst und ihre Träger das Geringste zu thun, dessen Beifall daher für den Dichter auch von keinem materiellen Belang ist. Jetzt schrieb er für den Teil seines Volkes, dem er Helfer zu werden einst geträumt; allein die erhoffte Wirkung blieb aus, er selbst kam auf keinen grünen Zweig, und seine Kunst nahm Schaden.

Unter den Lesern der „Schweizerischen Illustr. Zeitung“ waren die Bücherkäufer natürlich sehr dünn gesäet. Das verspürte Frey beim Absatze seiner damals gesammelt erscheinenden Erzählungen, wenigstens in der ersten Zeit nach ihrer Herausgabe. 1863 trat die von Krüsi schon zwei Jahre vorher zum Verlag übernommene „Waise von Holligen“ in Buchform vor die Lesewelt, leider hinsichtlich Papier und Druck so mittelmäßig ausstaffiert, daß der Dichter bedauerte, seinem Freunde Dössekel gerade dieses Werk und nicht die gleichfalls 1863 herausgekommenen „Schweizerbilder“ gewidmet zu haben, die in zwei vom Verleger Sauerländer in Aarau hübsch ausgestatteten Bänden das Beste boten, was er im letzten halben Dezennium geschaffen hatte.

Mit der heimischen Kritik machte Frey diesmal nicht allenthalben die angenehmsten Erfahrungen, indem sich gegenüber seinen neuen Publikationen wiederum die Thatsache bestätigte,

daß in unsern ziemlich kleinen Verhältnissen, wo Kunstdinge so leicht dem Zufall anheim gegeben sind, wo kein Maßstab vor Aller Augen sichtbar da liegt und keine geschlossene Gesellschaft von Gebildeten dem Kritiker auf die Finger klopft, zuweilen der nächste beste, wenn auch vielleicht wohlmeinende Unverstand just in den ersten Blättern zu Gericht sitzt. Das kommt freilich alle Tage auch in größern Centren vor, findet aber durch die Haltung kunstliebender Kreise rascher eine Korrektur. Er schrieb am 17. Dezember 1863 an Dössekel: „Es machte mir nicht bloß Spaß, sondern es ärgerte mich auch gelegentlich, da sich mir die Wahrnehmung aufdrang, auf welcher Stufe sich die Kritik bei uns in der Schweiz noch befindet. Es ist da ein gespreiztes Gebahren, das offenbar noch nicht weiß, wo es hinaus will. So ventilieren z. B. die zwei durch die Bildung ihrer Redaktionen sonst vorweg berufenen Blätter, die „Schweiz" und der „Bund", statt in medias res zu gehen, zwei allgemeine oder lieber zwei puerile Fragen, ohne natürlich zu einer Entscheidung zu kommen. Herr X . .* nörgelt die abgeschmackte Schulmeisterfrage über die Berechtigung der geschichtlichen Erzählung auf und bedenkt nicht, daß die Bezirksschulbänke für uns längst abgerutscht sind, und G . . hat im „Bund" dieser Tage den alten Kohl von unberechtigter Nationalliteratur wieder aufgewärmt."

Unter den schweizerischen Rezensenten, die sich in Sachen vernehmen ließen, war es eigentlich nur Friedrich von Tschudi, der den Wert von Freys Dichtungen erkannte. Mit warmem Lob herausrückend, sagte er unter Anderm:** „. . . Dagegen liefert der Verfasser wahrhafte Meisterwerke, wo er, im wirk-

---

* Vergleiche auch „Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde" von Ludwig Tobler. Herausgegeben von J. Bächtold und A. Bachmann. 1897, S. 309.

** „St. Galler Blätter", 1864, Nr. 39 der lit. Mitteilungen.

lichen Hochgebirgsleben stehend, die vorhandenen sozialen Verhältnisse zur Grundlage nimmt, die Naturereignisse als Staffage und ihre Wechselwirkungen mit dem Menschenleben als Ausgangspunkt seiner „Erzählungen aus der Heimat" benutzt. Hier ist er in seiner Heimat durch und durch, hier ist er auch im engbegrenzten Bilde großartig, hier kennt er Menschenart und Menschenherzen ganz, hier entfaltet sich die Seelenzeichnung zu bewundernswerter Kraft, hier gewinnt selbst der Stil eine tadellose Vollendung. Mehr romantischen Tones tritt mit diesen großen Vorzügen „Das Schwerterbe" auf; psychologisch ist „Das Vaterhaus" ein Kabinetsstück; doch das vollendetste: „Der Alpenwald". Mit dieser Dorfgeschichte — um den nicht ganz zutreffenden Namen des literarischen Genres zu gebrauchen — steht Jakob Frey auf vollkommen gleicher Höhe mit den gefeiertsten Koryphäen dieser Richtung."

Obgleich sie mit dem Lobe zurückhaltender waren, lauteten die ausländischen, d. h. deutschen Urteile günstig genug, rührten auch von Leuten her, deren Wort eher in die Wage fiel als das der schweizerischen Kritiker: Edmund Höfer ließ sich in den „Hausblättern", Robert Prutz im „Deutschen Museum" vernehmen.

Als der Dichter sah, wie dieser letztere und Tschudi trotz aller Anerkennung in Einzelnem doch haarscharf auseinander gingen, wurde er völlig inne, was früher oder später jeder Schaffende erkennt, daß man weder durch Lob noch Tadel der Kritik in seinen Schöpfungen wesentlich gefördert wird.

Übrigens war er selbst sein strengster und einsichtigster Richter. Es hatte ihm zur Genugthuung gereicht, wie die „Waise von Holligen", trotz des stückweisen Erscheinens im „Schweizerischen Unterhaltungsblatt", von deutschen Blättern nachgedruckt und sogar „ins Dänische verarbeitet" worden war; jetzt, da sich der Beifall erneute, empfand er weniger Freude an diesem als ein Bedauern darüber, die Feile nicht an das Werk gelegt

zu haben, „das unter zu bedenklichen Umständen entstand, als daß es dieser Feile oder vielmehr einer teilweisen Umarbeitung nicht sehr bedürftig gewesen wäre.“ Und er konnte sich nicht enthalten, seine Bedenken in einem kurzen Nachwort teilweise niederzulegen, obwohl er gerade für diese seine Schöpfung eine gewisse Vorliebe empfand. Bei der Übersendung der „Schweizerbilder“ an Dössekel schrieb er, drei oder vier Stücke halte er für gut; „die andern mögen zusehen, wie sie sich als Zeugen menschlicher Schwachheit und Kinder schweizerischer Schriftstellerverhältnisse vor der größern Öffentlichkeit, die ein Buch gegenüber einer Zeitschrift in Anspruch nimmt, verantworten und durchschlagen können.“

Wieder trat ihm der Gedanke nahe, die Schweiz zu verlassen und sein Heil in Deutschland zu suchen. Der Mangel an Verständnis, den die heimische Kritik vor seinen neuen Publikationen bewiesen, und ihre Ohnmacht hatten ihn einigermaßen angewidert und ihm einen unerfreulichen Ausblick in die Zukunft eröffnet. Und den erneuten, auf die Gründung eines literarischen Vereins dieser oder jener Art abzielenden Bestrebungen, deren Vorkämpfer er vor wenigen Jahren noch gewesen war, stand er nun ziemlich nüchtern gegenüber. „Mir ist der Gedanke gekommen,“ schrieb er an Dössekel (18. I. 65), „ob man nicht die Frage des Anschlusses an die deutschen Schillervereine aufwerfen sollte. Einmal wäre dadurch das sonst nicht leicht findbare Mittel gewonnen, sich die bekannten „drucksüchtigen Dorfteufel“ vom Halse zu halten, und zweitens wäre man in eine organisierte Genossenschaft eingetreten, die auf sehr solider materieller Basis ruht. Ganz gewiß hat die deutsche Schweiz zur Beschaffung dieser Basis durch ihre Teilnahme an der Schillerlotterie verhältnismäßig so viel beigetragen, als irgend ein anderes deutsches Land; aber wer denkt nun daran, daß der schweizerische Schriftsteller an jenen Fond ein ebenso gutes Anrecht hätte, als der Schwabe, Sachse,

Pommer u. s. w.? Der nationale Einwand, der gegen meine Idee jedenfalls als Hauptwaffe erhoben werden wird, kann mich nicht beirren; denn wie gerne und entschieden wir auch politisch ein „einig Volk" bleiben wollen — in der Literatur wird der Deutschschweizer in der deutschen, der französische in der französischen Literargeschichte seinen Platz finden, weil hier weder Stoffe noch Tendenzen, sondern einzig die Sprache entscheidet, trennt und vereinigt. Überlege Dir die Sache doch des Genauern; ich glaube, daß sie es wert ist. Es handelt sich nicht bloß um die teilweise bedeutenden Unterstützungen, welche dauernd oder vorübergehend den deutschen Schriftstellern oder ihren Angehörigen zufallen, sondern vor Allem auch um die Förderung, welche unseren sonst ziemlich isolierten Bestrebungen durch einen solchen Verband zu Teil werden müßte."

Mehrfaches Ansinnen, das ihn an der Führung irgend einer Zeitschrift oder dergleichen beteiligen wollte, lehnte er ab, voll Verlangen, die von den Ketten der Lohnarbeit wundgeriebenen Arme wieder einmal frei empor zu heben und zu würdigeren Werken zu brauchen, deren Stoffe er sich schon zurechtgelegt hatte. Eine dieser geplanten Erzählungen sollte in den Urner Seitenthälern spielen, wohin er Dössekel, um das Lokal zu studieren, einen gemeinsamen Ausflug vorschlug. Möglicherweise handelte es sich um die 1864 im „Neuen schweizerischen Unterhaltungsblatt" erschienene Novelle „Verbrecher in Gedanken", als deren Szene er dann den Bündner Boden wählte, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil aus dem in Aussicht genommenen Urner Reischen nichts wurde. Mangel und Verstimmung mochten ihn davon abgehalten haben wie von der Ausführung anderer größerer poetischer Entwürfe.

Er sehnte sich von Basel weg, das außerhalb der Mauern keinen Wald und innerhalb derselben kaum ein literarisches Leben besaß, außer ein rein wissenschaftliches. Es zog ihn wieder mächtig nach der Einsamkeit. Er richtete seine Blicke nach der

bei Teufenthal im Kanton Aargau gelegenen und zu einer Wohnung zurechtgemachten Schloßruine Trostburg, an welcher er als Schüler und auch später noch so manches Mal vorübergewandert war. Dabei wirkte die Erwägung mit, daß von dieser Geisterburg aus, wie er sie nannte, Freund Dössekel drüben in Seon in einer Stunde zu erreichen war und daß nach einem gehörigen Gedankenaustausch der Heimweg durch Wald und Feld ein Segen wäre. Freilich verhehlte er sich nicht, wie sehr der Ausführung eines solchen Wunsches die stofflichen Bedürfnisse eines Literatenlebens entgegenstanden, die wenigstens die Nähe einer Stadt erforderten.

---

## Bern. „Die Schweiz“.

1865—1868.

Doch es fügte sich, daß er weder auf die Trostburg gelangte, deren Saßen einer einst ein Minnesänger war,* noch in irgend eine andere ländliche Abgeschiedenheit. Sondern er kam abermals nach Bern und zwar als Redaktor jener „Schweiz“, die er vier Jahre früher links hatte liegen lassen, um sich an Krüsi und seine „Illustrierte Zeitung“ zu halten. Not und ewige Geldverlegenheiten steckten ihm ein Licht darüber auf, daß er als sogenannter freier Schriftsteller womöglich noch mehr Handwerksarbeit verrichten müsse, als auf einer halbwegs anständigen Redaktionsstube; und so war denn der Entschluß in ihm

---

* Wogegen allerdings das Wappen in der Heidelberger Handschrift spricht. Vergl. K. Bartsch, „Die Schweizer Minnesänger“, CLIX.

gereift, sich wieder nach etwas Derartigem umzusehen. Wie schon Jahre zuvor erstrebte er die Gründung einer neuen Zeitschrift, wo er nicht für die Sünden seiner schriftleitenden Vorgänger Buße zu thun und zu leiden gezwungen wäre. Allein die bezüglichen Unterhandlungen, so nahe sie mehrfach dem Abschluß schienen, führten zu keinem Ergebnis. Während er noch eine endgültige Antwort erwartete, öffnete sich ein neuer Ausblick, indem Haller, der Berner Verleger, sich mit der Aufforderung nahte, die Redaktion der „Schweiz" zu übernehmen, die sich seit 1861 in seinem Besitze befand. Frey verhielt sich ablehnend; denn ein Journalist, ein Maler und ein Gymnasiallehrer hatten, nach einander und zum Teil neben einander, aber jeder ohne einen Begriff von den Bedürfnissen eines Unterhaltungsblattes, die „Schweiz" mit so wenig Glück redigiert, daß an ihr Aufkommen kaum mehr zu denken war. Von einer Fahrt nach Bern, wohin sich der Dichter begeben, um, da Haller nicht locker ließ, die Dinge in Augenschein zu nehmen, kehrte er in keiner rosenfarbenen Stimmung zurück, weil die Masse des untauglichen, von frühern Redaktoren angenommenen Materials seine schlimmsten Erwartungen übertraf.

Schließlich biß er doch in den sauren Apfel, nachdem sich die Hoffnung auf das Zustandekommen eines neuen Organs völlig verflüchtigt hatte und er sich der Erwägung nicht verschließen konnte, daß ihn die Leitung eines solchen an der Ausführung größerer Dichtungen hindern müßte, weil es während der ersten Jahre, bis es gehörig im Gange wäre, alle Arbeitskraft aufzehren würde Bei einem Monatsgehalt von 150 Franken sollte er der „Schweiz" die Bildertexte liefern und aus seiner Feder jährlich 6—8 Druckbogen Erzählungen beibringen, den Bogen um ein Honorar von achtzig Franken.

Vertragsgemäß gedachte er auf den 1. März 1865, denn mit diesem Tage begannen seine Pflichten, nach Bern überzu-

siedeln, kam aber erst im Juli hin, durch mehrwöchentliche Krankheit, die ihn auch im vorhergehenden Jahre heimgesucht hatte, gelähmt und hintangehalten.

Sobald er Haller zugesagt, sah er sich nach Hilfe um und klopfte bei Gottfried Keller,* bei Alfred Hartmann, Karl Morel, Friedrich von Tschudi u. A. an, worauf neben Glückwünschen für gutes Gelingen auch Zusagen einliefen, wohl auch Anspielungen auf die Schwierigkeit des Unterfangens. Jene Versprechen, sich gelegentlich mit Beiträgen einzustellen, halfen freilich vorläufig nicht viel oder nichts und änderten nichts an dem betrüblichen Umstande, daß er an tauglichem Manuskript so arm war wie eine Kirchenmaus.

Im großen Ganzen lagen die Sachen nicht schlimmer als ein halbes Dezennium vorher bei der „Schweizerischen Illustrierten Zeitung"; allein er hatte jene frische Hoffnung, jenes gläubige Vertrauen eingebüßt, das ihm damals wohlthätig eine Binde um die Augen gelegt hatte. Er sah nichts vor sich als eine Kette nutzloser Mühen und fruchtloser Anstrengungen, und er fühlte es: seine Kräfte waren die alten nicht mehr. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Bern machte er seiner bittern Stimmung in einem an Dössekel gerichteten Briefe Luft: „Hätte ich meine kleine Habe in den ersten Wochen meiner Herkunft auf den Rücken packen können,

---

* Dieser schrieb: „Geehrtester Herr und Freund! Ich habe auf Ihren freundlichen Wunsch meine Abschnitzelmappe durchsucht, finde aber schlechterdings nichts, als beiliegende „Trochäen", aus den 50er Jahren, die sich allenfalls drucken ließen, während der Inhalt für gegenwärtige Zeitläufte und Lebensalter wiederum unpassend ist. Wenn Sie inzwischen etwas Anderes an Versen aufgetrieben haben, so bitte ich die Beilage wegzulegen, ich werde Ihnen dafür lieber etwas Schweizerisches für eines der künftigen Hefte zu liefern trachten. Wie geht es nun mit dem letzten Versuch der „Schweiz"? Freundschaftlich grüßend Ihr Gottfried Keller." (Das Gedicht nannte Keller später „Untergehende Liebe".)

wie die Schnecke ihr Haus, so wäre ich sicherlich um eine Station weiter gezogen oder dahin zurückgekehrt, von wannen ich gekommen war. Das Einzige, was mir bis jetzt wenigstens an Bern das Wünschenswerte und Erfrischende ist, sind die gesunde Luft und der Wald; auf den weitaus größten Teil meiner ehemaligen Bekannten gebe ich — Gott sei es geklagt — blutwenig mehr. Entweder habe ich mich in vier Jahren mächtig geändert, oder diese Leute sind — na, ich will noch abwarten." (19. August 1865.)

Erlahmten auch die meisten seiner redaktionellen Besserungsversuche vor den Wällen der durch die frühern Schriftleitungen aufgehamsterten Makulatur in gebundener und ungebundener Rede, so setzte er doch Alles dran, dem Blatte vom eignen Fleisch und Blut neues Leben zuzuführen. Noch in Basel begann er für dasselbe eine größere Erzählung, „Die Tochter vom Oberbühl", feiner und eigener erfunden und sorgfältiger durchgeführt, als die Beiträge für die „Schw. Illustr. Zeitung"; sie ist völlig ausgeglichen in allen Teilen, originell und doch von feiner Diskretion, reich und einfach zugleich und von einer milden Heiterkeit überglänzt, sodaß sie an eine Bilderfolge von E. Ludwig Richter erinnert. Darauf folgte „Im Lande der Freiheit", worin er das Motiv der in Krüsis Blatt erschienenen Novelle „Zwei Verlobte" wieder aufgriff und so meisterlich vertiefte, bereicherte und durchbildete, daß er wohl mit Recht diese Leistung neben seinen „Alpenwald" stellte.

Die Geschicke der „Schweiz" erfüllten sich rascher, als er in den trübsten Stunden befürchtet hatte. Obgleich er bald nach der Ankunft in Bern gewahrte, daß Haller lange nicht die vermuteten Mittel besaß, tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß dessen begüterter Vater, gleichfalls Buchhändler und Verleger, immer noch als Hilfe hinter dem Sohne stehe. Aber Ende 1865 ließ dieser die „Schweiz" eingehen, d. h. er gab ihr den Namen „Alpenrosen" und wandelte nun ganz

die nämlichen Wege wie Krüsi: er zog die Schriftleitung an sich, um den Redaktionsgehalt zu sparen; und da unter Freys Führung der erhoffte Aufschwung nicht sofort eingetreten war, glaubte er das Blatt aus eigenen Kräften betreiben zu können; darin täuschte er sich gründlich, und seine „Alpenrosen" dorrten rasch ab.

Das dünne Tau war zerrissen, das den Dichter im Hafen hielt, und er trieb plötzlich wieder auf dem Meer der Not. Diese Wandlung der Dinge raubte ihm nicht nur das zwar sehr bescheidene, aber sichere Redaktionshonorar, sondern auch den Geldertrag für die Erzählungen, mit denen er ziemlich bestimmt den Bedarf der Zeitschrift zu decken gehofft hatte. Jetzt hieß es, auf den künstlerischen Ausbau dichterischer Pläne verzichten und wieder würdelose Frohnarbeit verrichten.

An solcher fehlte es nicht. Frey hatte sich noch im Jahre 1865, als er bereits die Redaktion der „Schweiz" zugesagt, eine schwere Last aufgehalst, indem er sich verpflichtete, den Text für das große Prachtwerk „Das Schweizerland in Bild und Wort" zu schreiben; Berlepsch hatte es gegründet, Krüsi verlegte es, Karl Morel führte es bis zur 21. Lieferung, Frey bis zum Schluß. Ferner meldete sich Krüsi jeden Augenblick mit allen möglichen Anliegen für den „Volksnovellist". Daneben erhoben trotz allem Vorhergegangenen die „Alpenrosen" Ansprüche; aber Frey bedachte sie nur mit Wenigem und dies nur notgedrungen. Er sah den Tag kommen, wo auch diese Herrlichkeit zusammenbrach. Überdies fühlte er kaum das Bedürfnis, das Unternehmen eines Mannes zu fördern, der ihn nach drei Vierteljahren aus einer Stellung entfernte, zu deren Übernahme er ihn zu einer Zeit bewogen, wo er ungefähr wissen mußte, in welchen Schuhen er stak, und der zudem damals (1. Dez. 1864) geschrieben hatte: „Sie thun besser, wenn Sie sich an ein bereits bestehendes Unternehmen anschließen, als wenn sie ein neues Blatt gründen,

dessen Chancen bei der enormen Konkurrenz doch immerhin etwas zweifelhaft wären, ganz abgesehen davon, daß mich der Selbsterhaltungstrieb natürlich auch zu einem hartnäckigsten Konkurrenten umwandeln würde. Viribus unitis ist auch hier mein Wahlspruch."

Der Dichter fühlte sich in seinen Grundvesten erschüttert und zu richtigem Schaffen untauglich. Die Nachwehen mancher schweren Krankheit, der unausgesetzte Kampf mit der Not, die aufreibende Hetzjagd unzusagender Arbeit, herbe Enttäuschungen, die Unmöglichkeit, das Beste auszureifen und zu gestalten, Kaltsinn und Blindheit der Kritik und endlich der jähe Zusammensturz der „Schweiz" verstimmten ihn zeitweilig aufs Tiefste. Wieder regte sich, leidenschaftlicher als je, die Sehnsucht nach ländlichem Aufenthalt. „Ich sehne mich nach Stille, nach verhältnismäßiger Abgeschiedenheit, aber zugleich nach einer Dauer, soweit diese im Wechsel meines Lebens ermöglicht werden kann." (7. Febr. 1866.) Eine unter günstigen Bedingungen angetragene Redaktionsstelle am Berner „Bund" wies er von der Hand, „um die nächsten Jahre nicht wieder in journalistischer Publizistik zu begraben." Als ihn Dössekel einlud, in sein Landhaus in Seon überzusiedeln, lehnte er das Anerbieten ab, teils aus Rücksicht auf den Unterricht seiner heranwachsenden Kinder, teils weil er wünschte, „durch eine neue Übersiedelung auf einen möglichst festen und unbeweglichen Fleck dieser beweglichen Erde zu gelangen, wenigstens soweit es sich um den Wechsel des Wohnortes handeln könnte. Ich werde des Wanderns wirklich müde und fühle allmählich das Bedürfnis, doch etwas tiefere Wurzeln in eine gegebene Scholle zu treiben, als dies bisher geschehen konnte." Wie ruhebedürftig er sich zuweilen fühlte, beweist eine Äußerung im nämlichen Briefe: „Ist mir's doch manchmal, statt auf der freundlichen Höhe von Seon, lieber an einem ganz andern

Orte eine neue Wohnung zu beziehen und zwar eine möglichst kleine und dauernde."

Trüb und wehmütig klingt auch das Gedicht, das er seiner Frau am 3. März 1866 zur zwölften Wiederkehr des Hochzeittages schenkte:

Zwölf Jahre! — Eine lange Spanne Zeit,
Und doch wie traumhaft ist sie hingeschwunden!
Wie oftmals lagen Lust und Leid im Streit —
Und beide sind nun doch vergangne Stunden.
Es kam wohl auch ein Lächeln holden Glücks
Dir freundlich auf die Lippen hergegangen,
Doch wiedrum sah ich, selber trüben Blicks,
Die Thränen Dir in Deinen Wimpern hangen.

Das ist des Lebens Los; ein jeder Tag
Muß wechselnd wie die Welle steigen, sinken;
Es muß ein jeder frischer Herzensschlag
Aus einer neuen Lebensquelle trinken.
Wie könnten ohne Nacht das Morgenrot
Wir stets mit neuerwachter Lust begrüßen?
Zeigt uns doch erst der starre, dunkle Tod,
Wie hell und warm des Lebens Bäche fließen.

Das folgende Jahr schlug ihm eine Wunde, die nie vernarbte: am 13. August 1867 starb sein Liebling, das neunjährige Töchterchen Lili, ein liebes, liebenswürdiges Kind, blauäugig und blond, von anspruchsloser Fröhlichkeit und voll von Güte. Er faßte das Haupt der Entschlummerten in beide Hände und sagte erschüttert: „Ich beneide Dich! Ich beneide Dich!" Für den Fall, daß der zwei Tage vergeblich gesuchte Geistliche nicht zum Leichengebete käme, hatte er sich einige Worte niedergeschrieben, die er an die Eingesargte zu richten gedachte: „Lili, mein liebes Kind! Du bist gerüstet und angethan zu dem letzten Gange, den jeder Staubgeborene einmal antreten muß und von dem auch Du nie mehr zu uns

zurückkehren wirst. Er ist geheimnisvoll und für uns mit tiefer Dunkelheit bedeckt, dieser Weg nach der ewigen Heimat; aber Du wirst weder irre gehen noch straucheln auf ihm, denn für Dich ist er wie ein klarer Frühlingsmorgen erhellt von dem frohen Lichte Deiner sündlosen Unschuld, und derjenige, der Dich uns gegeben und nun wieder genommen, wird Dir nach Vollendung Deiner kurzen Wanderschaft wohl eine bessere Wohnstatt bereitet haben, als wir, Deine irdischen Eltern, bei aller sorgenvollen Liebe es je vermocht hätten. Seiner Obhut seiest Du getrost anvertraut! — So gehe denn nun, Du stiller Trost unsrer Elternherzen, Du geheimes Hoffnungslicht unsrer Elternaugen! Denn auch in unerforschte Fernen entrückt, bleibst Du uns doch nah und unverloren. Dein Bild wird sich ja nie vor dem Auge unseres Geistes verdunkeln, bis die Augen unseres Leibes einst selbst brechen werden. Für uns gibt es keine Trennung, kein Scheiden, obwohl Du von hinnen gehst. Fahre wohl!"

Er suchte sich poetisch mit dem Schmerz zu versöhnen und das Bild des Kindes festzuhalten, nicht in Liedern, deren Gabe, wie er wohl wußte, ihm nur in beschränktem Maß verliehen war, sondern in einer aus betrachtenden und darstellenden Elementen gemischten Dichtung; sie sollte den Titel tragen: „Lili. Eine Friedhofs-Idylle", und ihr Plan hat sich noch erhalten:

„Der Waldgang. Lebenslust und Todesahnung. Krankheit und Belauschen des Todes. Die Grenzscheide.

An der Leiche. Die Geisterwanderung durch das Universum zum Ewigen. Das Erstarren des Todeslächelns.

Begräbnis. Leichengebet. Weg und Witterung.

Grabgänge.

1) Hader mit Gott und dem Schicksal. Gewitter und der Friedensbogen.

2) Die zwei Nachbargräber.

3) Das unbekannte Grab.
4) Das namenlose.
5) Friede mit dem Endlichen und kein Verlangen nach dem „individuell" Ewigen.
6) Endlichkeit des ganzen Menschengeschlechtes.
7) Frage: Wo beginnt das Endliche? Wer hat das Recht, von einem solchen zu sprechen, der einen Anfang so wenig als ein Ende nachweisen kann?"

Wie ihm Not und Wirrsal des Lebens andere Intimitäten zu gestalten mißgönnten, so wenig erlaubten sie ihm auch, diese Schöpfung herauszuspinnen. Nur ein paar, sicher nicht in diesen Entwurf gehörende Strophen warf er flüchtig hin; die eine lautet:

Es wird Dir doch sein lieb Gesicht
Aus Deiner Seele nie verwehn
Und wie ein dämmernd Sternenlicht
Mit jedem Abend neu erstehn.

Freunde und Bekannte bedünkte es, er sei noch stiller und ernster geworden, wenn sie irgend mit ihm zusammentrafen oder wenn er unter den „Chuzen" auftauchte, was nicht häufig geschah. Die literarische Vereinigung nämlich, das „Hopfenkränzchen", hatte sich schon vor Jahren, ungefähr zur Zeit, wo Frey nach Basel zog, den Namen „Chuzia" beigelegt. Es wollte ihm darin je länger desto weniger gefallen, weil immer mehr Gesellen obenauf schwammen, die weder etwas waren, noch etwas konnten, wohl aber die Frey von Grund aus verhaßte Gepflogenheit des gegenseitigen Rühmens aufs Unsäuberlichste praktizierten, wenigstens in Berner Blättern; denn weiter reichten freilich weder ihr Name, noch ihre Federn.

Es lebte übrigens damals in Bern eine ganze Anzahl von Berufsschriftstellern, die, meist ohne ausgiebiges Talent und ohne die Fähigkeit richtiger Produktion, weder zu ihrem, noch zum Vorteil der von ihnen betriebenen Sache sich aus-

schließlich mit literarischen Arbeiten durchzubringen suchten, so gut und übel es eben gehen mochte. Da war der joviale Arthur Bitter, der mit fünfundzwanzig Jahren den kärglich besoldeten Posten eines Kanzlisten aufgegeben hatte und nun schon zwei Jahrzehnte vom noch kärglichern Erwerb eines Literaten lebte; da war der gemütliche J. J. Romang, welcher die nach erschwerten und verzögerten Studien und Schicksalsschlägen errungene Stelle eines Obergerichtschreibers fahren ließ, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen — drei Jahre, nachdem Gottfried Keller, unsterbliche Werke hinter sich und das Haupt voll herrlicher Entwürfe, sich dem Amte eines Staatsschreibers bequemt hatte, um nicht an der Kunst sündigen zu müssen und um endlich der Not zu entrinnen. Da war Robert Weber, gleichfalls ohne Amt und Stelle; er hatte das geistliche Gewand abgestreift und Freys Redaktionssitz an der „Berner Zeitung" eingenommen, lebte nun aber, dieser ledig, auch wieder gleich dem Vogel auf dem Zweige.

Wie Frey schwebten alle diese Männer unaufhörlich in Sorgen, Nöten und Verlegenheiten, da sie keine Mittel besaßen, weswegen sie sich gegenseitig auch nicht unter die Arme zu greifen vermochten. Da war H. E. Ott vorsichtiger gewesen: er verharrte im Asyl einer Stellung, sodaß er seine Sachen in Ruhe schreiben konnte. Mit ihm und dem Holzschneider R. Buri verkehrte Frey häufig. Freilich überragte er sie alle an entschiedenem Können, an Fruchtbarkeit und künstlerischem Ernst.

# Auf dem Landenhof.

1868—1874.

Frey mußte sich trotz aller Freundschaft sagen, daß er in Bern nichts mehr zu verlieren und noch weniger etwas zu gewinnen hatte. Schon nach dem jähen Thorschluß der „Schweiz" wäre er gerne weitergezogen, hätte er nur gewußt wohin: in Basel war es mit seinen Aussichten um kein Haar besser bestellt, nach Zürich fehlten ihm Anknüpfung und Verbindung. Er entschied sich 1868 endlich für Aarau, das er vor zwölf Jahren mit dem Vorsatze verlassen hatte, nie wieder zurückzukehren. Was ihn dahin lockte, war der Umstand, daß er mit dem Buchhändler Carl Sauerländer, der von 1851—56 sein Prinzipal gewesen und später, durch die „Schweizerbilder", sein Verleger geworden war, schon früher eine Sammelausgabe seiner Erzählungen in dem Sinne beredet hatte, daß aus den bereits gedruckten eine dienliche Auswahl getroffen würde und die neu entstehenden sich lieferungsweise daran anschließen sollten; doch bestand darüber keine feste Abmachung, sodaß also der Dichter mehr oder weniger einen Schritt ins Ungewisse that, als er den Heimatkanton wieder aufsuchte. Möglicherweise rechnete er auch auf irgend einen Anteil an der Führung des „Schweizerboten".

Wie einst als junger Ehemann, so siedelte er sich auch jetzt nicht innerhalb der Stadtmauern an, sondern ließ sich draußen nieder, auf dem sogenannten „Landenhof", einem jetzt zur Taubstummenanstalt umgewandelten und aus diesem Grunde baulich mehrfach veränderten Landhaus, dessen Lage und Ausblick er in einer nicht über wenige Blätter hinausgediehenen

Novelle deutlich und anmutig schildert: „Der waldige Bergzug, der das Aarethal auf seiner rechten Seite von Olten bis in die Gegend von Aarau begrenzt, verliert sich in der Nähe der letztern Stadt in eine breite Erdwelle, die ihre Ausschwingungen langsam und behaglich nordwärts gegen die Aare, südlich gegen das Suhrenthal niedersenkt. Der langgezogene Rücken dieser Erdwelle, der Distelberg genannt, ist mit kräftigem Laubholz und Tannenwald bedeckt, und über ihn führt von Aarau eine Straße nach Entfelden, dem nächstgelegenen Dorfe des Suhrenthales. Rechts von dieser Straße, auf dem südlichen Abhange des Distelberges, steht der Landenhof. Die Aussicht ist nicht minder reizend, als drüben jenseits des Waldes, nur daß sie hier ein völlig verändertes Bild bietet. Neben und hinter den fruchtbaren Gründen des Suhrenthales mit ihren zerstreut liegenden Dörfern erhebt sich eine weite Flucht bunt in einander geschobener, waldiger Vorberge, über die in der Ferne die Silberhäupter der Urner und Berner Hochgebirge in den Äther emporschimmern, während die nächsten Wohnungen des Dorfes Entfelden kaum einen Büchsenschuß entfernt am Fuße der Anhöhe liegen."

Er saß etwa vierzehn Tage auf dem schönen Fleck Erde, da kam die Nachricht, der Verleger C. Sauerländer sei auf einem Spaziergang zusammengebrochen und tot vom Pflaster aufgehoben worden.* So waren die an die Fahrt in den Aargau geknüpften Hoffnungen zerstoben, ehe nur eine Hand zu ihrer Verwirklichung gerührt wurde; und hatte das Schicksal den Dichter bis jetzt mit Ruten geschlagen, so schlug es ihn samt den Seinigen von nun an mit Skorpionen.

Ob eine Stunde näher oder weiter weg von Aarau, darauf kam es jetzt nicht mehr an. Drum flackerte vorübergehend

* 27. Oktober 1868.

der Gedanke an eine Übersiedlung nach der Trostburg wieder empor. Die Knaben des Dichters waren mit Leib und Seele dafür: eine aus einem abgesägten, massiven Musketenrohr hergerichtete laffettenlose Kanone, die man aus irgend einer Maueröffnung des alten Steinhaufens abfeuern konnte, besaßen sie schon; sie forderten zur Krönung ihres Glückes und der Ritterburg nur noch ein rotes Stück Zeug, um, nach Aufnähung eines weißen Kreuzes, daraus eine Schweizerfahne zu erstellen. Dem widersetzte sich die Mutter, erst kleinlaut, dann immer entschiedener, indem sie die Meinung verfocht, ein weißes Stück mit einem kleinen roten Kreuz thue den nämlichen Dienst und koste nichts, da sie ein solches ja schon besitze.

Schon der Hinblick auf die Möglichkeit einer solchen Ausgabe von wenig Rappen bereitete der Hausfrau Kümmernis.

Rosa Frey besaß keine Neigung zum Schreiben, auch keine Zeit, da sie seit 1865 den Haushalt ohne Hilfe eines Dienstmädchens ganz allein besorgte. Nur alle paar Jahre einmal, in Augenblicken, wo sie sich nicht mehr zu helfen wußte, oder wenn irgend ein Gedenktag heranbrach, griff sie zur Feder, um ihrem gepreßten Herzen mit einigen Zeilen Luft zu machen. So schrieb sie den 6. Mai 1873 auf ein abgerissenes Blatt: „Morgen, den 7. Mai, sind es 22 Jahre, seit meine liebe Mutter gestorben ist. Wir wohnen nun schon 4½ Jahre hier auf dem ungesegneten Hofe. Der liebe Gott wolle uns bald einmal erlösen! O Du mein Gott, was haben wir hier durchgemacht! Das werde ich in meinem Leben nie mehr vergessen.“

Zu den 4½ Jahren mußte die Familie beinahe auf den Tag noch zwei weitere auf dem Landenhof verbringen und während dieser Zeit alle Bitternisse der verschämten Armut durchkosten, die dadurch noch herber wurden, daß die Söhne, je mehr sie die Knabenschuhe austraten, das Drückende der Lage stetig tiefer und schmerzlicher empfanden.

Die Einnahmen waren geringer und unsicherer als jemals. Während der zwei ersten Jahre des Landenhofer Aufenthaltes sickerte noch ein dünnes, freilich oft intermittierendes Äderchen Honorarerz. Zwar aus dem Anfang 1868 abgeschlossenen „Schweizerland in Bild und Wort" ließ sich nichts mehr gewinnen; aber noch bestand der „Volksnovellist". Es gab keinen Jahrgang, worin Freys Name nicht wiederholt auftauchte. Freilich verrieten seine Beiträge wenig Anteil und Liebe, was in Anbetracht der Haltung des Verlegers und des Blattes begreiflich genug erscheint. Es handelte sich immer um das Nämliche, um erzählende und abhandelnde Bildertexte. So sandte Krüsi z. B. am 30. März 1867 zwei Bände der Zeitschrift „Le magasin pittoresque", in welchen er elf Bilder bezeichnete, „zu denen ich Sie höflichst ersuche, geeignete Texte zu fabrizieren". Die Aufgabe gestaltete sich natürlich schwieriger, wenn für eine zusammengehörende Folge solcher Illustrationen, die zu einer Erzählung geschaffen worden waren, eine neue Erzählung erfunden werden sollte. Frey belud sich ein einziges Mal mit diesem undankbaren Geschäft, dann übersetzte oder bearbeitete er einfach die französische Vorlage.

Ende 1869 wurde der „Volksnovellist" zu den Toten bestattet. Der Verleger gründete unverzüglich ein neues Blatt, das er eine Zeit lang sogar neben dem „Volksnovellisten" hatte einhergehen lassen wollen, den „Schweizerischen Volksgarten", der ihn billiger zu stehen kam, weil er von den Holzschnitten, deren Bestreitung sein Beutel nicht ertrug, fast völlig absah, dagegen jedem Hefte einen oder zwei Stahlstiche aus dem „Schweizerland" beigab, deren Platten er schon besaß. Hier mußte Frey mit allem Möglichen wieder beispringen, wie er denn auch ein gequältes Einleitungsgedicht für die erste Nummer lieferte. Das Unternehmen brachte es kaum auf dreihundert Abonnenten, nicht genug, so jammerte wenigstens Krüsi, um aus dem Erlös das Honorar herauszuschlagen.

Nach zwei Jahren, Ende 1871, wurde der „Volksgarten“, worin übrigens keine kostbaren Kräuter und Bäume gediehen, für immer geschlossen.

Damals brach Frey vor Dösseke! einmal in die Klage aus: „Ich habe Krüsi acht bis neun meiner besten Lebensjahre, ja, die besten geopfert, und hätte er in seiner verbohrten Hartnäckigkeit nicht geglaubt, meine fortwährenden Ratschläge verwerfen zu dürfen, so würde er wenigstens gute Geschäfte gemacht haben, wenn mir selbst auch nichts davon abgefallen wäre. Könnte ich diese Jahre zurücknehmen!“

Das stand nicht mehr zu ändern, und er warf es hinter sich. Allein es schmerzte ihn tief, daß seine nunmehr durch keine Frohn geschmälerte Zeit ihm zum Teil nutzlos unter den Händen zerrann, weil ihm die Sorgen des Nachts den Schlaf, über Tag die Arbeitslust verdarben und die Erfindung lähmten. Die erschütterte und immer heftigern Angriffen ausgesetzte Gesundheit trug das Ihrige dazu bei, Freude und Möglichkeit des Schaffens zu beeinträchtigen. Er verlebte kaum mehr einen ganz gesunden Tag. Schon im Sommer 1870 fiel er, nachdem er noch stiller als sonst gewesen, in eine stundenlange, wahrscheinlich durch einen Herzkrampf verursachte Ohnmacht, während welcher die Seinigen angstvoll das Lager umstanden in der jammervollen Befürchtung, er möchte nicht wieder erwachen.

Ein bestimmtes Leiden ließ sich nicht feststellen, vielmehr war offenbar der ganze Organismus dermaßen geschwächt und unterwühlt, daß eine schwere Krankheit nach der andern leichten Eingang fand und mit ihren Nachwehen immer langsamer wich. Das Schlimmste waren die tiefen Verstimmungen, aus denen Frey kaum wieder herauskam, wie er denn nicht verhehlte, daß er ohne Bedauern bei einem dieser Anfälle dahinten bleiben würde. Lebensmut und Lebenskraft des aufrechten und in Ansehung seiner Jahre jung aussehenden Mannes

waren früh, wenn nicht gebrochen, so doch schwer verletzt. Den äußern Widerwärtigkeiten hätte seine Tapferkeit Stand gehalten; aber ihn warf die Erkenntnis nieder, daß sein Leben zum Teil ein verfehltes war, verfehlt, weil er, von Not und Sorgen gefesselt und zu hastiger Sklavenarbeit gezwungen, seinen Schöpfungen nicht allenthalben die Vollendung hatte verleihen können, deren er unter günstigern Verhältnissen hätte sicher sein können; verfehlt, weil Bildungssinn und Literaturfreundlichkeit seines Volkes, worauf er seine Hoffnungen gesetzt, sich, wie er meinte, als eitel Schaum und Traum erzeigten.

In einem Ende 1872 entstandenen und Eingangs des folgenden Jahres im Sonntagsblatt des „Bund" veröffentlichten Aufsatz: „Ein Blick auf unsere Literaturzustände" äußerte er sich darüber in einem Tone, der zu jenen frohen, mutigen Hoffnungen, die er zwölf Jahre früher Gottfried Keller gegenüber ausgesprochen, den schrillsten Mißklang bildet. Er sagt unter Anderm: „Jene liebevolle Teilnahme des gebildeten Publikums an einer einheimischen Literaturthätigkeit, wie sie sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kräftig erwiesen und wie sie stets den unerläßlichen Lebensodem alles Gedeihens auf diesen Gebieten bildet, war erloschen und ist erloschen geblieben bis auf die heutige Stunde trotz einer wenigstens quantitativ stetig fortschreitenden Bildung und trotz einer schönen Neubelebung des Nationalgefühles . . . In den weitaus meisten Kantonen ist die Arbeit des schweizerischen Schriftstellers bis zur Stunde noch vogelfrei erklärt, schutzlos jeder Plünderung, dem offenbaren Diebstahl preisgegeben. In diesem Punkte hat sich in neuerer Zeit ein Verhältnis gebildet, das den einheimischen Schriftsteller so recht als den verlorenen Sohn seines Volkes kennzeichnet. Französische und deutsche Autoren können nämlich jeden Nachdrucker, der sich an ihren Werken vergreift, im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft zur Rechenschaft und zur unweigerlichen Strafe und Entschädigung ziehen. Dem

schweizerischen Schriftsteller selbst ist dies versagt; er ist im eigenen Lande, unter seinen eigenen Mitbürgern rechtlos, wo dem Ausländer ein unverkümmertes Recht gegeben ist. Was braucht es mehr? . . . Gewiß ist Gottfried Keller ein Dichter, neben den sich rücksichtlich seiner Begabung nur wenige deutsche Poeten der Gegenwart hinstellen dürfen; das wird in Deutschland selbst auch anerkannt; aber dennoch ist er bei uns nicht durchgedrungen. Geht und klopft bei Leuten an, die sich nicht ohne Grund auf ihre Belesenheit etwas zu gute thun; von unserm Dichter ist ihnen dieses oder jenes Lied, vielleicht durch eine Baumgartner'sche Komposition, bekannt geworden, und dann haben sie auch noch etwa „Romeo und Julia" gelesen. Das ist Alles — aber woher sollte mehr kommen? Wir kennen Kantonsbibliotheken, die nach Maßgabe mit Erzeugnissen der neuesten deutschen Literatur anständig ausgestattet sind; von Keller jedoch besitzen sie ein paar Gedichte in einem Jahrgange des „Berner Historischen Taschenbuchs"; von Jeremias Gotthelf die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters". Das ist das hohe Ansehen und die gute Aufnahme, deren sich unsere „wirklichen Dichter" bei uns zu erfreuen haben! Doch wozu eine trostlose Predigt weiter spinnen, die ohnehin nichts ändern kann? Deßungeachtet soll die Wahrheit klar und ungeschminkt ausgesprochen werden. Tieferblickende Staatsmänner erkennen diese Wahrheit auch und beklagen dieselbe; denn sie wissen, daß — von allem Andern abgesehen — ein Volk, das seinen geistigen Bedarf so völlig von außen beziehen muß, allmählich nach außen hin in eine Abhängigkeit gerät, vor welcher es schließlich durch keine Staatsform mehr geschützt wird. Von der gleichen Einsicht geleitet, hat die Gemeinnützige Gesellschaft seit Jahr und Tag Kommissionen bestellt, die beraten sollen, wie eine einheimische „Volksliteratur" zu gründen sei. Etwas Andres ist alle einheimische Literatur noch nie gewesen; aber was helfen solche Kommissionen, wo einer nach

dem andern von denen, die zur Arbeit auf diesem Gebiete noch Lust und Willen besessen, die Feder unter dem Drucke der Teilnahmslosigkeit und Nichtbeachtung aus der müden Hand legt? Da behält endlich der Shakespearesche Percy Recht:

Dichten? ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie Miau,
Als einer von den Versballadenkrämern."

Schmerz und Enttäuschung brechen hier von den Lippen eines Mannes, der den Glauben an ein schönes Wahngebilde mit seinem Lebensglücke bezahlte. Er vermied es, vermutlich um nicht den Anschein persönlicher Gereiztheit zu erwecken, die Kernfrage oder doch eine der wichtigsten Fragen in der ganzen Angelegenheit aufzuwerfen, nämlich diejenige nach dem Schicksal der schweizerischen Unterhaltungsblätter; oder vielmehr er streifte sie bloß unmerklich an der Stelle, wo er davon spricht, daß der Schweizer seinen geistigen Bedarf fast völlig von außen beziehe. Über die Sache selbst, die im Leben des Dichters geradezu die entscheidende Rolle spielte, wäre ungefähr Folgendes zu bemerken:

Heute, wo Bevölkerung, Wohlstand und Bildung der Schweiz zugenommen haben, ist wohl die Schaffung und Aufrechterhaltung einer belletristischen Zeitschrift, wie sie Frey vorschwebte, ein leichter Ding als zu seinen Lebzeiten, die erforderliche Redaktionstechnik immerhin vorausgesetzt, die eine Art angebornen besondern Geschäftssinns darstellt und sich weder durch Gelehrsamkeit, wie man nicht selten wähnt, ersetzen läßt, noch durch produktives Talent. Ein solches Blatt erweist sich zunächst für einen Teil der Dichter selbst als eine Wohlthat, indem es den jüngern unter ihnen, die sonst nirgend hin wissen, einen warmen Unterstand gewährt und sie dadurch den Mitbürgern vorführt. Ob freilich der gereifte und über ein gewisses Mittelmaß entschieden hinausragende Schriftsteller im allgemeinen da sein richtiges Unterkommen findet, darf füglich bezweifelt werden: denn infolge seiner Kleinheit ist der Leserkreis

bei allem etwaigen Kunstsinn nicht einflußreich genug und zu sehr isoliert, um ein maßgebendes Urteil zu haben oder, wenn er es hat, mit diesem Urteil auf dasjenige Deutschlands zu wirken, das doch das entscheidende bleibt. Vielmehr sieht sich der schweizerische Schriftsteller, der nur auf seine Heimat angewiesen ist, stetsfort leicht der nächsten besten Mittelmäßigkeit gleichgestellt oder gar hintangesetzt, weil, wie Gottfried Keller voll Bitterkeit äußerte, bei uns „der Schund immer wieder die Oberfläche zudeckt." Um dieser Degradation zu entgehen, sucht das wirkliche Talent den deutschen Markt auf, wo es überdies auch besser bezahlt wird. Diese Flucht ins Ausland hat aber zur Folge, daß eine schweizerische Zeitschrift vom Besten, was in der Heimat hervorgebracht wird, verhältnismäßig nur wenig bringen und deshalb den besten Leserkreis auch nicht befriedigen kann, wogegen sie allerdings der größern Mittelschicht Manches zu bieten und, wie die Erfahrung lehrt, namentlich um die vielen Schweizer in der Fremde ein stärkeres Band zu knüpfen vermag, als vielleicht eine politische Zeitung. Auf die Dauer indessen wird ihr der Wettbewerb mit deutschen Blättern durch Zweierlei erschwert: diese verfügen — oder haben doch die Möglichkeit dazu — erstens über eine stärkere Auswahl an Mitarbeitern und Stoff und zweitens über die größere Zahl von Käufern, beides annähernd nach Maßgabe des größern Umfanges und der bedeutendern Kopfzahl ihres Landes. Im Grunde hangen eben die Daseinsbedingungen einer solchen Zeitschrift von eisernen volkswirtschaftlichen Gesetzen ab, gegen die guter Wille, Idealismus und Patriotismus vergeblich ankämpft.

Darüber ist sich Frey wohl auch in den letzten Lebensjahren nie völlig klar geworden, wie es ihm auch entging, daß die Literaturfreundlichkeit zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts keine schweizerische Besonderheit, sondern eine Eigenschaft der ganzen gebildeten Gesellschaft Europas war.

Noch ehe er die Feder zu den Klagen und melancholischen Betrachtungen über die schweizerischen Literaturverhältnisse ansetzte, war in Bern eine neue Zeitschrift gegründet worden, die „Illustrierte Schweiz": guter Druck auf gutem Papier, die Bilder erträglich, die Beiträge im ganzen tüchtig. Den Verlag übernahm die Dalp'sche Buchhandlung, die redaktionellen Geschäfte besorgte, ohne Namensnennung, R. O. Ziegler* gegen geringe Entschädigung, die eben nicht hoch bemessen sein durfte, wollte man das Unternehmen nicht von Anfang an gefährden. Frey, der von dem magern Redaktionsgehalte nicht hätte leben können, wurde nicht um die Führung des Blattes angegangen. Das kränkte ihn. Aber Ziegler wandelte den Grollenden bald in den eifrigsten Mitarbeiter um.

Da diese Stelle nicht sein werden konnte, so that er sich nach andern um, zu jeder Arbeit bereit, die ihn und die Angehörigen über Wasser halten würde. Er klopfte beim „Bund" mit dem Wunsche an, das tägliche Brot zu verdienen, „nur das Brot, nicht auch den Braten dazu." Dann dachte er auch ohne dies an eine Übersiedlung nach Bern, wo er sich, als am Sitze der eidgenössischen Politik, mit Korrespondenzen durchzubringen hoffte. Das Projekt zerschlug sich wie dasjenige einer Übersiedlung nach Zürich, das schon so weit gediehen war, daß er 1872 einige Wohnungen in Augenschein nahm. Im November 1873 gelangte er an Gottfried Keller, dem er kurz vorher für ein Exemplar der neuen Seldwyler gedankt hatte. Darauf erwiderte der Staatsschreiber von Zürich: „Verehrter Herr! Ich habe Ihnen durch meinen Verleger mit den sogenannten Rezensionsexemplaren ein Exemplar des bewußten Buches zustellen lassen, damit ich mit meinen wenigen Freiexemplaren

* 1828—1881. (Vergleiche die poetische Nationalliteratur der Schweiz [v. J. J. Honegger] IV. S. 631.)

(10 Stück!) besser auskomme. Ich glaubte aber nicht, daß die Verlagshandlung Sie und die anderen direkt um Besprechungen anbetteln würde. Ihnen wünschte ich aber das Buch zuzustellen, weil Sie so freundlich waren, vor einem Jahre die Legenden zu besprechen, und weil ich für den Fall, daß Sie auf die neuen Leute von Seldwyla begierig wären, nicht wollte, daß Sie das nicht billige Buch etwa gar kaufen sollten als Selbstschriftsteller. Es handelt sich also mehr um eine retrospektive Erkenntlichkeit. Im übrigen bin ich längst nicht mehr erpicht auf die Unsterblichkeitsverleihungen einer Presse, welche sich für solche Dinge nur interessiert, wenn sie dieselben gleich nachdrucken kann mit dem saubern Vorwand, daß sie für deren Popularität zu sorgen wünsche. Sollten Sie sich trotzdem angeregt finden, sich über das Wesen zu expektorieren, so würde ich bitten, es jedenfalls nicht vor Erscheinen des vierten Bändchens zu thun.

Sie sagten mir einst, daß Sie nach Zürich überzusiedeln gedächten, wovon ich bis dato noch nichts gemerkt habe. Inzwischen haben wir mit unsern Beiträgen (die von meiner Seite leider nur kleine waren) im „Schweizerhaus" und andern Orten neben einander gewohnt, ohne uns zu beißen. Auf nächstes Frühjahr habe ich wieder einen Band Erzählungen in petto und hoffe nun mit meinen Fabrikaten noch einige Jahre so fortzufahren, auch die Versesachen zu purifizieren und neu zu sammeln und dergleichen, so Gott will, wie der Mucker sagt. Ich wünsche Ihnen nun gute Zeit und ein vernünftiges Glas Wein am Abend als Ihr freundschaftlich ergebener G. Keller." (Zürich 21. XI. 73.)

Da Keller die Übersiedlungsfrage selbst berührt hatte, so erkundigte sich Frey nach einer Woche, ob es wahr sei, daß, wovon er ein Rumörchen gehört habe, in Zürich ein neues Blatt gegründet werde; er möchte gerne unterkommen. Die Antwort lautete, diese Neugründung dürfte unter keinen Um-

ständen laut Vertrag vor Ablauf eines Jahres geschehen, dagegen werde an der „Neuen Zürcher Zeitung“ eine Stelle frei (6. XII. 73). Ähnlichen Inhalts ist ein Brief vom 30. März 1874: „Verehrter Herr! In Eile Einiges zur Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen. Das vierte Bändchen der Leute von Seldwyla ist noch nicht erschienen, sondern wird es im Laufe des April thun.

Für das „Schweizerhaus“ 1874 habe ich leider nichts. Von dem Einrücken irgend welcher nichtssagenden Abschnitzel à tout prix bin ich abgekommen. Ein andermal wieder.

Ich habe mich seiner Zeit wegen der Redaktionsstelle bei der „Neuen Zürcher Zeitung“ informiert. Man suchte einen Zürcher, weil schon zwei Nichtzürcher da seien; hat aber nichts gefunden. Nun scheint man auf einen Mitredaktor zu verzichten und will einen Administrationsmann, eine Art Commis, anstellen. Wenn sich etwas anderes zeigen und eignen will, so werde ich es Ihnen sofort anmelden.

Was die Besprechung des Buches betrifft, so erinnern Sie sich, daß ich keinerlei Ansprüche mache. Der Aufsatz von W. in der „Illustr. Schweiz“ war eine von den Neuentdeckungen oder Wiederausgrabungen, die uns in der Schweiz widerfahren, wenn wir zu Tagen kommen. Es ist das nicht anders in einer Gegend, wo der Philister mit seinem Schund die Oberfläche immer wieder zuzudecken weiß. Mit besten Grüßen Ihr ergebener G. Keller.“

Erfolglos bewarb sich Frey um das Amt eines aargauischen Kantonsbibliothekars, erfolglos um dasjenige eines eidgenössischen Unterarchivars in Bern, erfolglos 1874 um die Stelle eines Deutschlehrers am aargauischen Gymnasium.

Eine Sammelausgabe seiner noch nicht in Buchform erschienenen Erzählungen wollte ihm auch nicht glücken, erschwert durch den Nachdruck, der einzelne seiner Arbeiten annähernd ein Dutzend Mal als gute Beute an sich gerissen

hatte. Für die neu entstehenden Schöpfungen in Muße einen Verleger zu suchen, verwehrten ihm die bedrängten Verhältnisse. „Der Verleger fände sich sicherlich,“ schrieb er; „sie finden sich immer, sobald man sie nicht drängen muß; in diesem Falle aber können sie warten. Es pressiert nicht.“ Vergeblich seufzte er nach einem Literaturfreund, der ihm einen Vorschuß gewähren würde auf die gedruckten, zu einer Sammlung bestimmten Erzählungen, damit er, was seit einem Jahrzehnt sein höchster Wunsch war, ein Halbjahr sorgenfrei arbeiten und ruhig nach einem Verlag fahnden könnte.

Der leidige Zwang, das Honorar möglichst rasch auf die Hand zu bekommen, hinderte ihn auch daran, Fühlung und Verbindung mit deutschen Blättern auszubeuten, weil er sich nicht der Gefahr aussetzen durfte, eine oder mehrere Arbeiten lange zurückgelegt oder gar zurückgewiesen zu sehen und lange auf das Honorar zu warten. So rissen die über den Rhein hinüber geknüpften Fäden immer wieder ab, ehe sich etwas Ersprießliches darangesponnen.

Freilich hatte er seit 1865, seit die „Schweiz“ einging, kaum eine Erzählung von Belang geschrieben, vermutlich weniger, weil er sich erschöpft hatte, als weil er kein richtiges Obdach dafür wußte. Das wandte sich von 1871 weg zum Bessern, indem sich nach und neben einander so hübsche Literaturheimstätten am schweizerischen Parnaß aufthaten, wie vorher und seither niemals wieder. So mangelte es ihm während der letzten vier Lebensjahre nicht an Gelegenheit, seine Neuschöpfungen wenigstens in schweizerischen Zeitschriften anständig, wenn auch bescheiden honoriert, unterzubringen. Im Entstehungsjahr (1872) der „Illustr. Schweiz“ öffnete das „Schweizerhaus“ seine Thüren und erhielt zwei Jahre darauf in dem von R. Buri herausgegebenen „Schweiz. Miniatur-Almanach“ einen Konkurrenten, sodaß Frey eher um Arbeiten, als um Raum dafür in Verlegenheit geriet. Übrigens hatte er mit J. J. Romang über

die Aufnahme der für das „Schweizerhaus" bestimmten Beiträge zu entscheiden, nachdem ungeschickte Hände den ersten Jahrgang gründlich verpfuscht hatten.

Ein Gutes wenigstens führte die stellenlose Zeit auf dem Landenhof mit sich: unbelästigt von den Verpflichtungen eines Redaktors, gewann der Dichter einigermaßen Muße, seine Stoffe gehörig zu überdenken und gestaltend abzurunden. Er erlebte seit 1871 eine Art von Nachblüte, deren Werke meistens sorgfältiger durchgearbeitet sind, als die frühern Schöpfungen. Er pflegte zu seinen Arbeiten selten oder nie Entwürfe anzufertigen, sondern schrieb Alles gleich ins Reine, wenn auch nicht ohne Korrekturen und Änderungen. Damals, d. h. während der Landenhofer Zeit, legte er sich erst im Kopfe Jegliches aufs Genauste zurecht. Das psychologische Motiv und die Handlung bildete er klar durch und baute die Komposition in scharfen Linien; er hielt auf deutlichen und natürlichen Stil, wobei er besonders nach sorgfältiger logischer Anknüpfung und Verzahnung der einzelnen Sätze und Absätze trachtete. Bei Allem, was er las oder schrieb, achtete er nachdrücklich auf die Schreibart und pflegte wohl zu sagen, es halte sich nichts, was nicht gut geschrieben sei, der Inhalt möge sein, welcher er wolle. Klarheit und Natürlichkeit gingen ihm über die Individualisierung, die seine Charaktere und seinen Stil nur bis zu einem gewissen Grade auszeichnet: er legte den Nachdruck auf die Entwicklung des Problems und auf die Handlung. Die geringere Betonung des Charakteristischen bedingte zuweilen einen Mangel an sinnlichem Glanz der Gestalten und der äußern Geschehnisse, erleichterte aber dem Dichter zugleich die Arbeit: war er mit einem Motiv einmal im Reinen, so ging die Formulierung ziemlich rasch vonstatten.

Während der Taglöhnerei für den „Volksgarten", in den er widerwillig Erzählungen, Biographien, Texte zu Landschaftsbildern u. A. m. pflanzte, fand er eine Aufgabe, die

ihn erwärmte und ihn seiner Erzählergaben wieder einmal inne werden ließ. Von Freunden veranlaßt, beteiligte er sich, das erste und letzte Mal in seinem Leben, an einer Preisausschreibung, die der Herausgeber des in Biel erscheinenden Kalenders „Klopfan" für kleinere Erzählungen vaterländischen, allgemein bildenden Inhaltes erlassen hatte, und gewann auch vor dem Preisgericht, das aus Bundesrat Welti und den Professoren Munzinger und G. Vogt bestand, den ersten, ihm einstimmig zuerkannten Preis: es war die Novelle „Pax vobiscum". Sie erschien jedoch nicht im Kalender, da der Verleger durch ihre Drucklegung eine gewisse Kirchenpartei vor den Kopf zu stoßen fürchtete, sondern im „Bund" (1871), wo Frey im Laufe der letzten fünf Lebensjahre die Mehrzahl seiner Schöpfungen veröffentlichte.

Obgleich ihn der Kalendermann so unfreundlich vor der Thüre hatte stehen lassen, so erwachte doch im Dichter der Wunsch, durch eine oder mehrere Erzählungen in einem Kalender auf sein Volk zu wirken. Es war der ungewöhnliche, um jene Zeit eingetretene Aufschwung des „Lahrer hinkenden Boten", der ihn auf diesen Gedanken brachte und alte, liebe Träume von Volksbelehrung, Volkserziehung u. s. w. in ihm wieder belebte. So schrieb er denn 1871 für den in Zürich erscheinenden Kalender „Der Vetter Jakob" eine Erzählung: „Die Erbschaft", die der Verleger illustrieren ließ.

Das nächste Jahr, 1872, zeitigte nicht weniger als vier Novellen: „Der Tannenspeicher", eine Umarbeitung des 1859 im Feuilleton der „Basler Nachrichten" gedruckten „Bärenschild"; „Der Schützenacker"; die umfangreichere historische Schöpfung „Zweierlei Urkunden", womit er in der „Illustrierten Schweiz" aufrückte, und „Die feindlichen Dörfer". Unter den 1873 entstandenen drei Schöpfungen: „Der Sohn des Kaisers", „Eine verhängnisvolle Photographie" und „Die Abendglocke" besitzt die letztere wohl den höchsten Wert.

Als er dem Ende seines fünften Jahrzehnts entgegenrückte, änderte sich seine Erzählerkunst nach Haltung und Stoffwahl: er ging nämlich immer entschiedener dem Düstern und Melancholischen aus dem Wege und mied das Tragische geflissentlich; und immer häufiger entnahm er seine Helden den Kreisen der bessern Stände, statt dem Dorfe. Die Schöpfungen seiner letzten Zeiten sind hell, sonnig und voll Schönheit und Heiterkeit; und beinahe die letzte Erzählung, die er auf dem Landenhof schrieb, „Die Heimkehr", ist die leuchtendste von allen und zugleich ein Zeugnis seiner warmen Vaterlandsliebe.

Von 1870 ungefähr bis zu seinem Tode währt diese dritte Periode seines Schaffens, während die erste, die der heimatlichen Dorfgeschichte, ungefähr von Beginn seiner poetischen Thätigkeit bis 1857 reicht; die zweite, soweit er die Stoffe frei wählen konnte, erstreckt sich von da bis 1865; der historische Stoff und Motive aus dem Hochgebirge wiegen vor. Doch lassen sich ganz scharfe Grenzen in Rücksicht auf die Stoffgebiete nicht ziehen.*

Eine einzige seiner zahlreichen Novellen hat Frey mit einem Gedicht geschmückt, nämlich die „Abendglocke" mit dem empfundenen, wohllautenden Liede:

* Eine gewisse Abneigung gegen bäuerliche Motive zeigt folgende Stelle, die am Ende der zweiten Periode geschrieben wurde: „Auf dem Dorfe bildet die standesgemäße Ehe fast noch die striktere Regel als unter dem höchsten Adel. Bevor der Sohn eines Roßbauern die Tochter eines Kühbauern heiratet, bevor die Tochter eines Kühbauern, der noch einige Ochsen halten kann, den Sohn eines kleinern Kühbauern zum Manne nehmen darf, kostet es gewöhnlich Kämpfe, in denen die ganze Lebenskraft für immer geknickt wird. Die Sprößlinge der „Geißenmannlein" aber sind in der Gliederung der Dorfstände mit ihren ehelichen Verbindungen ausschließlich unter sich selbst angewiesen. Das ist, beim wahren Lichte betrachtet, die oft vielgepriesene Idylle des Dorflebens, deren unerquickliches Bild früher noch schärfer hervortrat." („Ein Verbrechen und dessen Beurteilung" im „Schweiz. Volks-Novellist" 1867, S. 206.)

Schon ist der Abendstern erwacht,
Er zieht empor mit leisen Tritten,
Und langsam kommt die dunkle Nacht
Ihm stumm und leise nachgeschritten.
Da, horch, ein Ruf so mild und traut:
Glockenlaut — Glockenlaut.

Vom Spiele schaut das Kind empor,
Ihm ist, als ob vom Muttermunde
Die Mahnung rührte an sein Ohr:
Komm' heim, nun ist es Schlafensstunde!
So ruft und mahnet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde sinkt die Hand,
Sie faltet leise sich zum Beten,
Der fromme Sinn schaut in das Land,
Wohin nur sel'ge Geister treten.
So ruft zur Andacht mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt
Den langen Tag in bangen Sorgen,
Nun sei es still zur Ruh gelegt —
Bald steigt empor ein neuer Morgen.
So ruft und tröstet mild und laut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Einen lyrischen Vers gönnte er sich überhaupt kaum alle paar Jahre einmal, auch dann eher durch äußere Anlässe, als inneres Bedürfnis dazu geführt. Eine Ausnahme davon macht das Gedicht, das er seiner Frau 1870 zum Namenstage bescheerte:

## Rosenzeit.

In heißen Sommergluten sank
Die Rosenzeit, wie schnell, dahin!
Ein kurzer Gruß, ein leiser Dank —
Und dann ein rasch Vorüberziehn!

Die süßen Blätter alle sind
Hinweggeweht vom Abendwind
Der Rosenzeit.

Drum sei gegrüßt des Tages Licht,
Der in des Jahres Wechselgang
Zu mir von einer Rose spricht
Durch seines Namens holden Klang,
Von einer Rose, die besteht,
Wenn selbst die letzte Spur verweht
Der Rosenzeit.

Ob andre Rosen ich erschaut
Von farbenreicherm Blütenschein,
Es hat mich keine je so traut
Erquickt ins tiefste Herz hinein.
Mein Haideröschen stand voran
Dem ganzen, weiten Blütenplan
Der Rosenzeit.

Ein Jahr später widmete er einem frühverstorbenen Theologen, Alfred Baumann von Aarau, einen poetischen Nachruf, der seine Neigung bekundet, mehr den Gedankengehalt eines Vorwurfs auszubeuten, als die Stimmung auszudrücken und eine Situation plastisch herauszuarbeiten:

Ein milder Herbsttag lag mit bleichem Schein
Und friedevoller Ruhe überm Lande;
Des Weges Zufall führte Dich herein
Zur Bank, wo still ich saß am Waldesrande.
Ein kurzer Gruß, Du setztest Dich zu mir,
Den Blick erhoben zu den Jurahöhen,
Dieweil mir's war, daß überm Antlitz Dir
Es selbst hinzög' wie herbstlich bleiches Wehen.

Ich ließ Dein Schaun und Sinnen ungestört
Und folgte selbst hinträumenden Gedanken,

Bis endlich uns das Wort, zurückgekehrt,
Begann zur Wechselrede aufzuranken.
Nun ging es rascher dann bald hin und her,
Wie Frag' und Antwort sich einander riefen,
Bis es, im Lauf erstarkt, gedankenschwer
Sich niedertauchte in der Seele Tiefen.

„Was fragen wir," so riefst Du, und Dein Blick
Schien weit hinaus ins Geisterreich zu lenken,
„Was fragen wir, warum ein streng Geschick
In Schranken lege unser Schaun und Denken?
Warum der Hader, daß der Wellenschlag
Der Ewigkeit an unser Ohr ertöne,
Dieweil der rasch in Nacht vergeh'nde Tag
Das Bild des Ewigen in uns verhöhne?

Sei unser Wissen wie der Tag beschränkt,
So bleibt dafür uns schrankenlos der Glaube,
Der überm Meer der Ewigkeiten lenkt
Den frommen Flug wie eine Friedenstaube.
Drum frag' ich nie mein irdisch Staubgewand,
Warum es muß dem kurzen Tage gleichen;
Versinkt es einst — ich stoße froh vom Land
In jene Flut, wo Tag und Nacht entweichen."

So sprachest Du, bis überm Walde kam
Ein Abendglockenton dahergeschwommen.
Drauf schieden freundlich wir, und jeder nahm
Den Weg, den er zur stillen Bank gekommen.
Doch lange noch bedacht' ich, wie Dir's schon
So früh an Jahren siegreich mocht' gelingen —
Der Du doch auch der Zeit und drum des Zweifels Sohn —
Den Zweifel durch die Hoffnung zu bezwingen.

Doch jetzt, da Du so bald Dein Staubgewand
Nach wen'gen Monden, die seitdem verflossen,
Schon hingelegt und froh vom dunklen Land
Dein Schifflein in die ew'ge Flut gestoßen —

Jetzt ahn' ich auch, wie Dir's so früh geglückt,
Des Erdendaseins trübe Furcht zu stillen:
Der Wandrer, dem sein Ziel schon nahgerückt,
Mag ruhevoll den letzten Weg erfüllen.

Fahr' wohl! Zwar wird gleich sternenloser Nacht
Sich Leid und Gram auf Deinen Vater senken;
Doch ist der erste Schmerzenskampf vollbracht,
Strahlt ihm auch sternengleich Dein Angedenken.
Wer hin geht in der Jugend Hoffnungsglück,
Im reinen Lichte hoher Ideale,
Der läßt auch eine goldne Spur zurück,
Wie Rosenwolken überm Abendthale.

1873 verfaßte er das einzige erzählende Gedicht, das er, belanglose Jugendversuche abgerechnet, spontan, d. h. nicht als Bildertext schrieb: „Menschenwert".

Er stöberte den Stoff dazu auf, als er verschiedene Bücher über das Berner Oberland durchforschte, dessen kulturgeschichtliche und geschichtliche Verhältnisse er zusammenhängend zu schildern beabsichtigte. Laut Übereinkunft mit einem Zürcher Verleger sollte die Arbeit den einleitenden Teil eines speziellen Reisehandbuches für das Berner Oberland bilden. Da ihm und dem Auftraggeber die eigentlichen Schwierigkeiten erst über der Ausführung klar wurden, so standen die Beiden von ihrem Vorhaben ab, worauf Frey das zusammengetragene Material zu einem umfangreichern, in der „Illustrierten Schweiz" veröffentlichten Aufsatz verwertete: „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter". Dann spendete er, von der Schriftleitung angeregt, dem Blatte eine literarhistorische Skizze: „Klopstock in der Schweiz", gleich der vorangegangenen ein Muster durchsichtiger und abgerundeter Darstellung, wenn auch ohne besonderes wissenschaftliches Gewicht, worauf der Dichter den Hauptnachdruck auch gar nicht gelegt hatte. Dagegen besitzt die im nämlichen Jahre (1873) entstandene Arbeit „Dreißig

Jahre aus dem Leben eines Dorfes" einen gewissen kulturhistorischen Wert, weil die darin festgehaltenen Zustände und Thatsachen wesentlich auf eigener Beobachtung des Verfassers beruhen.

Er schuf in jener Zeit auch eine Reihe von Dichterporträts: er würdigte seinen Freund Dössekel, zeichnete ein Lebensbild des Paters Gall Morell, eines Verwandten von Karl Morel, dessen Schicksale und Kunst er gleichfalls beleuchtete, nachdem er ihm schon 1865 im „Volksnovellist" ein kleines Denkmal gestiftet; seinen Freund, den Sänger Schmid, bedachte er mit zwei beinahe gleichzeitig entstandenen Biographien, wovon die eine in der „Illustrierten Schweiz", die andere im „Miniatur-Almanach" erschien. Auch dem Idyllendichter Xaver Bronner und dem Basler Theologen Hagenbach widmete er kleine Aufsätze.

Die Produktion des fleißigen Erzählers nahm daneben ihren Fortgang. Er schrieb 1874 „Der Freiheitsbaum", „Die Heimkehr", „Ein seltsames Handgeld", „Es lebe der Tell!", „Eine Frau statt Epauletten" und „Das Huhn des alten Pfarrers"; einzelne Nummern sind freilich mehr nur feingeschmiedete Anekdoten als richtige Erzählungen. Ein behagliches Arbeiten war es meistens nicht, wie aus einem an Dössekel gerichteten Briefe herausklingt: „Die letzten Wochen lag ich fortwährend in Wehen, wie noch selten, und war doch nicht imstande, etwas zu erzwingen. Sobald ich einen Stoff glaubte präpariert zu haben, fand sich wieder ein Haar darin; ob eine zu subtile Stimmung daran die Schuld trägt oder ob die Maschine eben notwendig eine Pause verlangt, weiß ich nicht; aber wohl bin ich nicht dabei, das ist gewiß." Mitunter mochte ihn über der Conception und Ausführung der Gedanke quälen, einem wie kleinen Leserkreis seine Schöpfungen zugänglich seien und was für ein übles Ding es sei, sich auf die Schweiz allein angewiesen zu wissen. „Das „Schweizerhaus", schrieb er im

gleichen Briefe vom 3. Juli 1874, „wird nun bald erscheinen; der Buri'sche Almanach dagegen hat den Druck noch nicht begonnen. Unser literarisches Leben ist so ganz armselig, daß man sogar auf solche Kleinigkeiten wie auf eine Art Ereignisse warten muß.“

Mehrere der oben erwähnten Aufsätzchen und Erzählungen wurden im „Bund“ gedruckt und entstanden zum Teil gerade während der Zeit, wo Unterhandlungen über den Eintritt Freys in die Redaktion dieses Blattes in der Schwebe hingen, eingeleitet und klug und entschieden betrieben von dem treuen und unermüdlichen R. O. Ziegler, der nicht nur der Gesundheit des Dichters durch allerlei Ratschläge und Winke aufzuhelfen suchte, sondern sich zugleich um eine Versorgung für ihn umthat. Schließlich gelang es ihm denn auch, nach Wegräumung verschiedener Hemmnisse: Frey wurde mit einem Jahresgehalt von 3000 Franken Redaktor des Sonntagsblattes des „Bund“ und Hilfsredaktor des politischen Teiles des Blattes.

Von einer Krankheit nur unvollständig genesen, brach er am 30. November 1874 nach Bern auf; denn am 1. Dezember hatte er seine Stelle anzutreten. „Ich muß fort, wie schlecht mir's auch ist,“ schrieb er zum Abschied an Dössekel, den er nicht mehr hatte sehen können. Die Angehörigen blieben bis zum Frühjahr noch auf dem Landenhof, da der älteste Sohn die Maturität, die beiden andern ihre Gymnasialklassen in Aarau absolvieren wollten.

Bern mutete ihn wider Erwarten an. Wenige Tage nach der Ankunft meldete er Dössekel: „Von meinen alten Bekannten, soweit ich sie bis jetzt getroffen, bin ich aufs Herzlichste empfangen worden und ich habe wirklich nie gedacht, daß ich hier so viel warme Anhänglichkeit zurückgelassen hätte.“ Da war H. E. Ott und, sein richtiges Gegenstück, der liebenswürdige, hochgebildete Literarhistoriker Ludwig Hirzel, von Aarau her, das er erst im Frühling verlassen, dem Dichter wohlbekannt; da

war der Xylograph Buri, da war Joseph Viktor Widmann, da war vor Allen R. O. Ziegler, der dem Angekommenen in jeder Beziehung an die Hand ging und durch seine anspruchslose Heiterkeit manche trübe Stunde erhellte. Auch sonst traf er auf manches bekannte Gesicht. Die „Chuzia" freilich war dahin, was ihn nicht eben grämte.

Aber seine zwei liebsten Genossen von ehedem fand er nicht mehr: Arthur Bitter und J. J. Romang.

Arthur Bitter war am 24. Februar 1872 gestorben. Frey, der an sein Krankenlager geeilt war und ihn Angesichts des Todes noch im Besitze seines unverwüstlichen Humors traf, schrieb an Romang: „Und nun ja, mein Lieber, soweit wären wir also, bald die zwei letzten Mohikaner! Welch ein gefräßiges, verschlingendes Ungeheuer die Zeit doch ist! — Zwar die Vorangegangenen zu beklagen, wirst Du wohl so wenig als ich große Lust verspüren, am allerwenigsten unsern Eusebi* selbst; mehr als ich ihm je den heiter leichten Sinn, mit dem er das Leben zu tragen wußte, beneidet habe, beneide ich ihn um seinen Tod."**

Als dieser Brief abging, wohnte Romang seit Jahr und Tag nicht mehr in Bern. Unvermögend, sich in der Hauptstadt des Landes durchzubringen, war er nach Genf gezogen, um dort, aus allen Himmeln seiner dichterlichen Träume gestürzt, so gut es ging, sich weiter zu behelfen, worüber er dem Freunde am 27. Mai 1874 bitter und entmutigt berichtete: „Mein Lieber! Wie Herr Jent mir schreibt, hast Du für das „Schweizerhaus" noch gar nichts geliefert. Ich wollte Dir den Vortritt lassen und sandte erst vor ein paar Tagen eine Novelle von 2½ Bogen. Herr Jent bemerkt mir,

* Arthur Bitters Name unter den „Chutzen".
** „Schweizerhaus" 1878.

wenn Du nichts schickest, so sei er genötigt, das Taschenbuch eingehen zu lassen.

Das würde doch gewissermaßen ein Armutszeugnis für die bisherigen Träger des Unternehmens abgeben. Dann wird man über die Schriftsteller schreien und nicht daran denken, daß das miserable Honorar und die Teilnahmslosigkeit unseres Uristierpublikums endlich auch die Beharrlichsten mutlos machen mußten.

Haben wir nun so lange ausgehalten, so wollen wir es noch einmal versuchen und Herrn Jent aushelfen. Dann aber sollten wir absolut in Bern zusammenkommen, um die Sache auf festere Füße zu stellen.

Zwar gebe ich es mehr und mehr auf, aus den Erzeugnissen meiner Feder, wenigstens in der Schweiz, etwas Erhebliches für meinen Unterhalt zu erzielen. In der Schweiz muß man Kellner oder Kutscher im Großen, d. h. Eisenbahnmatador, Banquier, Aussichtsverkäufer, Ausrufer für Naturschönheiten, Gründer von Gasthöfen auf klassischem Boden, Bergbahnbauunternehmer oder so etwas werden. Das habe ich mir gemerkt und ich gedenke die „schweizerische Literatur" oder besser: die „Literatur in der Schweiz" mehr und mehr liegen zu lassen und mich irgendwo als Portier zu melden.

Du fragtest mich im vergangenen Winter einmal, was ich eigentlich in Genf beginne? Ich nähre mich, wie dereinst Johannes der Täufer, mein Namenspatron, von Heuschrecken und wildem Honig, d. h. ich lebe von deutschen und französischen Stunden, von Übersetzungen für Druckereien und Advokaturbüreaus, Übersetzungen vor Gericht u. s. w. Im Sommer begleite ich hin und wieder einen Engländer nach Savoyen hinauf und habe alle Aussicht, mich mit Erfolg irgendwo für eine Sekretär- oder Logenportierstelle melden zu dürfen. Du siehst also, daß ich mich endlich, im 44. Altersjahr, im richtigen nationalen Zuge, d. h. im Courierschwindel befinde. Die

Stimme eines Predigers in der Wüste zu sein und ein Kleid von Kamelhaaren zu tragen, ist mir langweilig geworden. Johannes Baptista kann froh sein, daß die Maitresse des Herodes ihn köpfen ließ, sonst wäre er sicher einer der beliebtesten schweizerischen Schriftsteller geworden und schließlich vor einem großen Touristenhotel verhungert. Man muß hineingehen. Herzliche Grüße! Dein J. J. Romang."

Den zweiten Sonntag, eine Woche, nachdem er Berner Boden betreten, benutzte Frey zur Berichterstattung an Dössekel: „Ich sitze am sonnigen Sonntagsnachmittage, während die ganze Stadt hinausflutet, still in meiner Stube und gedenke der noch viel stillern Sonntage dort hinterm Walde droben. Die kommen auch so bald nicht wieder."

Auch über die Arbeit und wie er es im neuen Wirkungskreis gefunden, teilte er dem Freunde Einiges mit: „Ganze Berge Bücher liegen da, auf eine Besprechung harrend, Stöße ungelesener Manuskripte aus allen Gegenden deutscher Zunge, von großen und kleinen Leuten, und eine grauenvoll dicke Briefmappe mit der ordnungsgemäßen Aufschrift: „Unerledigtes". Es wird Zeit brauchen, bis ich in dieses Chaos nur das dürftigste Licht gebracht. Begreiflich das Alles nur für das „Sonntagsblatt"; dann kommt erst noch die Mechanik am täglichen Blatte. Aber Gott sei Dank, ich habe Lust an diesem Zeug und dazu als Werkbude ein allerliebstes Büreau, das Dir selbst gefallen wird."

In der That war die Redaktionsmühe nicht gering und verschlang so viel Zeit, daß für poetische Schöpfungen schier nichts übrig blieb. Er schrieb für den „Schweizerischen Miniatur-Almanach" einen kleinen Aufsatz über Ulrich Hegner, dessen Feinheiten er schätzte, weshalb er sich ab und zu in seine Werke vertiefte. Auch etliche Recensionen steuerte er bei, um der Aufgabe des Kritikers zu genügen; doch that er es ersichtlich mit geringem Anteil. Nur als er über Gottfried

Kellers neue Seldwyler schrieb, war er ganz dabei. Er sagte u. A. in einer ausgezeichneten Besprechung, deren Feinheiten in einer Zeit, wo Keller kaum entdeckt war, um so höher angeschlagen zu werden verdienten: . . . „Wiederum steht unser einheimischer Dichter mit den neuen Erzählungen absolut eigenartig in stolzer Einsamkeit da . . . er ist der romantische Realist oder der realistische Romantiker, wie man will, in einer und derselben Person. Darin liegt unseres Erachtens wesentlich das große Geheimnis seiner Kunst. Er führt uns Situationen, Verhältnisse und Gestalten vor, wie nur ein Brentano, Armin, Eichendorf u. s. w. sie hätten erfinden können; aber unser Dichter beläßt diese Zustände und Gestalten nicht in der phantastischen Verschwommenheit, in der die Romantiker sie belassen haben, sondern er umschreibt und durchzeichnet dieselben mit einer solchen Menge rein realistischer Linien und Züge, daß sie uns als unabweisliche, greifbarste Wirklichkeit vor Augen stehn. Öfters auch gelingt es ihm, durch eine Häufung solcher realistischer Züge die platte Alltäglichkeit bis ins Phantastische hinaufzusteigern, wodurch dann das dämmernde und doch sonnenklare Zwielicht entsteht, der bestrickende Zauber, der über allen seinen Schöpfungen schwebt. Man vergleiche unter den neuen Erzählungen beispielsweise nur „Dietegen" und „Der Schmied seines Glückes" und man wird verstehen, was wir andeuten möchten . . . Damit verbindet sich ein Anderes, mehr Äußerliches, in dem künstlerischen Gehaben des Dichters. Keller hat sich die Vorbilder seiner Erzählungskunst offenbar bei den Vätern der Novellistik, den alten Italienern und Spaniern ausgesucht. Er weiß und will daher nichts von den kleinen Künsten, den Griffen und Kniffen, mit denen in der modernen Novellistik so oft auf den Effekt hingearbeitet, die unnatürlich gesteigerte Spannung erzielt wird. Keller sucht vielmehr die aller Erzählung unerläßliche Spannung nur soweit zu erhalten, als sie aus der geweckten Teilnahme für die

vorgeführten Personen und ihre Verhältnisse hervorgeht, wobei ihm dann im ruhigen Flusse der Darstellung gestattet ist, seine Sprache zu jener klassischen Einfachheit und Markigkeit hinaufzuläutern, die für jedes gebildetere Verständnis ein Gegenstand vollster Bewunderung sein muß ... Hier scheint ein etwelches Gebrechen zu Grunde zu liegen. Keller hat sich nämlich nicht bloß die hohen Vorzüge seiner alten Meister angeeignet, sondern er nimmt von ihnen bisweilen auch Eigenheiten herüber, die weniger in ihrem künstlerischen Vermögen, als in ihrer Zeit lagen; diese Zeit aber war in der Poesie wie im Leben eine Zeit des Glaubens, sogar der Wunder. Der Dichter durfte also an seine Leser ohne Gefahr Zumutungen stellen, die unsere realistische Zeit nicht mehr hingehen läßt. Man verlangt heute in der epischen Darstellungsweise Wahrscheinlichkeit, d. h. eine hinlänglich vorbereitete Motivierung auch der kleinern Vorgänge, und zwar nicht mit Unrecht; denn nicht immer ist die sogenannte Wahrscheinlichkeit der bloße Abklatsch banaler Alltäglichkeit, sondern oft genug auch der Wiederschein der innern Wahrheit. Und hierin scheint Keller sich's manchmal etwas leicht zu machen, wie z. B. an verschiedenen Stellen der Erzählung „Kleider machen Leute" und in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" ... Bei alledem steht Gottfried Keller auch in diesen fünf neuen Erzählungen als wahrhafter Dichter da, wie eben selten einer anzutreffen ist. Der einfachste und für Jeden verständliche Beweis dafür liegt darin, daß alle seine Gestalten in so unverlöschlicher Klarheit und unmittelbarer Lebenswahrheit vor uns aufgehen, wie nur immer die Gestalten eines Shakespear vor uns stehen. Gelingt es unserm Dichter — und warum sollte es ihm nicht gelingen? — mit den künstlerischen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, einen Inhalt von dauernder Bedeutung zu formen, so wird sein Buch so lange in Geltung bleiben, als die Bücher eines Boccaccio und Cervantes es geblieben sind ..."

Gottfried Keller verschob den Dank für diese Würdigung, in der Hoffnung, Frey zugleich die Erfüllung einer Bitte vermelden zu können. Er schrieb am 20. März 1875: „Verehrtester! Ich bin bis jetzt mit dem besten Willen nicht imstande, Ihnen auf April einen großen oder kleinen Beitrag für das „Schweizerhaus" zu versprechen. Ich habe Alles durchstöbert und nichts gefunden, was sich erträglich zustutzen ließe. Für die Zukunft hoffe ich mich regelmäßiger beteiligen zu können, da ich (veranlaßt durch Wohnungswechsel, der mir gerade jetzt auch auf dem Halse liegt) eine bessere und vorteilhaftere Zeiteinteilung erzielen werde.

Am „Sonntagsblatt" will ich gewiß gern zuweilen mitthun; man wünscht ja manchmal etwas zu sagen und kommt nur nicht dazu, weil man kein Organ hat oder dem früher benützten fremd geworden ist, Niemanden dort mehr kennt.

Ich danke Ihnen auch bestens für den prächtigen roten Frack des Lobes, welchen Sie mir in Ihrer Besprechung angezogen haben. Die Ermahnung am Schlusse, wichtigere und größere Gegenstände zu besingen, will ich zu befolgen suchen, obgleich mir allmählich alles gleich groß vorkommt.

Nach Bern zu kommen habe ich vor, wenn die Bundesmannen bei gutem Wetter einmal dort sind, um einmal eine Anzahl alter Bekannter wieder zu sehen, da es mit den Nationalfestgelegenheiten für mich alten Kerl nicht mehr urchig ist. Am End' aber saufen sie in Bern eben so viel.

Ihr bestens grüßender G. Keller. Schönste Grüße an Widmann."

Muße und Stimmung gestatteten Frey keine dichterische Arbeit, außer einem ländlichen melancholischen Bild, „Der letzte Hirt im Dorfe", das beinahe wie ein Seitenstück aussieht zu den in der Sammlung „Zwischen Jura und Alpen" zusammengestellten Erzählungen, sodaß sich darin Ende und Anfang

seiner dichterischen Thätigkeit berühren. Denn die kleine Skizze ist sein letztes Werk.

Sie kostete ihn mehr Zeit und Mühe, als er sonst nach Maßgabe früherer Gepflogenheit auf Hervorbringungen so beschränkten Umfanges zu verwenden pflegte. Das rührte davon her, daß er die plastischen Momente durch eine bei ihm ungewöhnliche Menge realistischer Züge verstärkte. Gottfried Kellers von neuem bewunderte und bis ins Einzelne studierte Technik mochte hier mitwirken; aber jedenfalls kam dazu, daß der Dichter, der während eines armseligen und ruhelosen Lebens so Manches verstrudeln und verhasten mußte, den künftigen Schöpfungen mehr Sorgfalt angedeihen lassen wollte als früher, zumal da, nachdem der zweite Sohn, Emil, der spätere Direktor der schweizerischen Rentenanstalt, eine Stelle gefunden hatte, der schärfste Stachel der Not gebrochen war. Frey faßte zunächst eine historische Novelle ins Auge. Gleich mit dem Anfang des neuen Jahres nahm er sich vor, sie zu beginnen. Aber er erlebte diesen Anfang nicht mehr.

Seit er in Bern war, klagte er über Schmerzen in der linken Brust. Rudolf O. Ziegler, der ihn untersuchte, erschrak; die Entdeckung, die er bei diesem Anlaß machte, erklärte ihm die tiefgehenden, auf Jahre zurückreichenden Verstimmungen des Freundes, gaben ihm aber auch die traurige Gewißheit, daß seine Tage gezählt seien: er litt an einer schon ziemlich fortgeschrittenen Pulsadergeschwulst. Da Heilung und Hilfe ausgeschlossen waren, verschwieg der Arzt die Sachlage vor dem Leidenden und vor Andern.

Anfangs Winter wuchsen die Beschwerden dergestalt, daß sie dem Dichter kaum mehr die Arbeit erlaubten. Am 6. Dez. 1875 schrieb er an Dössekel: „Ein Unwohlsein, gelinde gesagt — ein grimmiger Thorax-Rheumatismus gestattet mir kaum, mich notdürftig von der Wohnung aufs Büreau und wieder zurück zu schleppen — und zudem noch gedrängte Arbeit

hat die Erwiderung Deiner letzten Zeilen verzögert. . . . Du kennst das Publikum immer noch nicht oder wenigstens traust Du ihm zu viel zu. An und für sich interessiert es sich für keinerlei Art geistiger Einwirkung von außen; dieses Interesse muß ihm erst eingeflößt werden, und es ist zunächst Sache des Schriftstellers, die Art und Weise zu finden, wie dies geschehen kann."

Dies war sein letzter Brief. Bezeichnend ist darin die Klage über das Publikum, dem er einst so viel zugetraut.

Wenige Tage später mußte er sich legen. „Ich komme nicht mehr aus dem Bette heraus," erklärte er bestimmt und mit völligem Stoicismus.

Am Morgen des 30. Dezember, als eben die erste Helle aufging, stieß er einen lauten Schrei aus, klagte über furchtbare Schmerzen und Übelkeit und sank stöhnend zurück. Das Geschwür über dem Herzen war aufgebrochen, und als der Arzt kam, konnte er nur noch den Tod konstatieren.

Auf dem Kirchhofe, wo sein Töchterchen Lili schon seit Jahren ruhte, wurde er bestattet, nahe dem schönen hochstämmigen Wald, den er so sehr geliebt. Rudolf Ziegler rief dem Freunde und Dichter warmempfundene Worte in die Gruft nach, ein Kollege vom „Bund" warf einen dankbaren Blick auf die Verdienste des Journalisten, und J. V. Widmann sprach ein gefühltes, schwunghaftes Gedicht:

Nein, ohne letzten Gruß der Poesie
Sollst Du, o Freund, hier nicht gebettet werden! —
Die Deinem düstern Leben Glanz verlieh,
Die Dich gestählt bei Mühen und Beschwerden,
Die Dir am schwülen Tage Kühlung wehte
Und Dir im Trost der Nächte Wärme gab,
Zu der Dein Herz in heißem Ringen flehte —
Sie tritt, den Dichter ehrend, an Dein Grab.

Doch — göttlich, wie sie ist — kann sie nicht zagen,
Kann nicht, wie wir, in dumpfem Schmerz vergehn.
Ernst ruft sie Allen zu: Laßt Eure Klagen!
Zwar diesen werdet Ihr nicht wieder sehn,
Er wird nicht mehr in Euerm Kreise weilen;
Zu andern Lebenskreisen riß ihn fort
Die Kraft, die nichts im Raum läßt müßig weilen
Und Jedes endlich bringt an seinen Ort.

O, gönnet ihm die eng gefügte Klause!
Den müden Augen thut so wohl die Nacht.
Im weiten, offnen Feld, im Sturmgesause
Hat er als treuer Streiter lang gewacht.
Nun liegt er ja, nicht ferne den Gefilden,
Die er im Leben gern und schön besang,
Wo einst von allen seinen Kunstgebilden
Das lebensvollste seinem Haupt entsprang.*

So laßt ihn schlafen hier im Friedensgarten!
Und wenn der Frühling zieht herein ins Land
Und diese Schollen hier, die winterharten,
Mit Gras und Blumen schmückt aus voller Hand,
O, dann erweckt in Eurem Herzen wieder
Den Dichter, der Euch Frühlingsgaben bot,
Lauscht seinen Sagen, singet seine Lieder,
Bekränzt sein Bild und sprecht: Er ist nicht tot.

Er lebt und wird mit Geistesschritten wallen
Durch seine lieben, trauten Schweizergau'n
Wir werden hören süßen Sang erschallen,
Wir werden seines Wandelns Spuren schau'n.
Er lebt! und darum soll die Klage schweigen.
Vollbringen wir die letzte, schöne Pflicht:
Legt auf den Sarg den Kranz von Lorbeerzweigen;
Der Dichter schläft. Vergessen bleibt er nicht!

Und er legte einen Lorbeerkranz auf den Sarg.

---

* „Waise von Holligen".

# Bibliographisches Verzeichnis.

Aus innern und äußern Gründen fanden eine Reihe von Erzählungen Jakob Freys in dieser Ausgabe keinen Raum; es sind dies jedoch fast ausschließlich Produkte, die den aufgenommenen stofflich sehr nahe stehen oder sonst nichts wesentlich Neues bieten. Die Abhandlungen, Aufsätze, Rezensionen, Gedichte mußten von der Aufnahme von vornherein ganz ausgeschlossen werden.

Um einen Überblick über Freys gesamte literarische Thätigkeit zu bieten und Demjenigen, der Einzelnem, in der Sammlung nicht Aufgenommenem nachzugehen wünscht, eine Wegleitung zu geben, verzeichne ich im Folgenden die Titel aller Arbeiten meines Vaters.

Da das Entstehungsjahr seiner Schöpfungen mit dem der Drucklegung fast immer zusammenfällt und da viele derselben überhaupt nur einmal gedruckt wurden, so habe ich überall die Erstdrucke nachgewiesen.

Unschätzbar waren mir dabei die handschriftlichen Sammlungen Professor A. Schumanns in Aarau, des besten Kenners der aargauischen Literatur, den leider mein warmer Dank nicht mehr erreicht. Wenn ich zugleich sage, daß selbst in diesem im Laufe eines wohlgemessenen Vierteljahrhunderts zusammengetragenen Verzeichnis des findigen und unermüdlichen Gelehrten annähernd noch die Hälfte aller Erstdrucke und ungefähr ein Drittel aller Arbeiten Jakob Freys überhaupt fehlten, so wird man mir allfällige Lücken zugute halten; doch glaube ich der absoluten Vollständigkeit ziemlich nahe gekommen zu sein, weil mich mehrere günstige Umstände unterstützten, wozu Erinnerungen an persönliche Mitteilungen meines Vaters († 30. Dez. 1875) und sein allerdings äußerst unvollständiger literarischer Nachlaß gehören.

Die sehr zahlreichen abhandelnden Bildertexte sind absichtlich nicht mit verzeichnet.

Adolf Frey.

# Erzählungen.

(Die anonym erschienenen sind mit † bezeichnet.)

Der arme Heinrich. Erzählung von J. Reif.* (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1847.)

Meister Conrad. Eine Erinnerung aus den letzten Jahren von J. Reif. (Neue Illustr. Zeitschrift für die Schweiz 1852.)

Blond-Röschen. Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1852.)

Ein Frauenlos. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1852.)

Der Taugenichts. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1852.)

Der Breitenhans. Ein Erinnerungsblatt auf ein vergessenes Grab von J. Reif. (Ebenda 1852).

Ein dankbarer Knabe. Eine Erzählung von J. Reif. (Schweiz. Jugend-Almanach für 1853. Ein Album schweizerischer Jugendschriftsteller, herausgegeben von C. Gutmann, Bern, Verlagsbuchhandlung von Carl Gutknecht.)

Die graue Dohle. Eine Erzählung. Von J. Frei. (Ebenda.)

Das arme Fränzele. Eine Erzählung. Von F. Kuhn.** (Ebenda.)

Der Kinder Fürbitte. Eine Erzählung. Von F. Imhoof**. (Ebenda.)

† Der Patriote.*** Eine Original-Erzählung. (Wöchentliche Blätter zur Unterhaltung und Belehrung. Zugabe zum Schweizerboten 1853. Geschrieben 1852.)

Eine Dorfehe. Lebensbild aus dem Aargau von J. Reif. (Illustr. Kalender für die Schweiz. St. Gallen 1853. Geschrieben 1852.)

Das verlassene Haus. Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1853.)

„Zum Samariter". Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1853.)

Die Lieblingskatze. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1856.)

Einsame Leute. Erzählung zum Stahlstich „Der kleine Patient". J. Reif. (Ebenda 1856.)

---

* Das Pseudonym J. Reif führte Jakob Frey bis 1858.

** Diese Pseudonyma brauchte der Dichter sonst nie. Es sollte hier offenbar vertuscht werden, daß ein Mitarbeiter vier Beiträge lieferte.

*** Später: Der Statthalter.

Kindersegen. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1856.)
Ein Opfertod. Von J. Reif. (Die Zukunft des Volkes. Ein schweiz. Familienblatt. Basel 1856.)
Der Diebsbann. Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1857.)
Der Lebensbaum. Von J. Reif. (Ebenda 1857.)
Der arme Schwingerkönig. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1857.)
Der Bärenschild. Erzählung aus dem Jahre 1798. Von J. Reif. (Basler Nachrichten, Feuilleton, Dezember 1857.)
Wie es ganz anders kommen kann.* Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1858.)
Die Freiämter Deputierten und General Massena. Ein geschichtliches Genrebild von J. Reif. (Ebenda 1858.)
Der Alpenwald. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1858.)
Die Waise von Holligen. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1859.)
Klein-Gottfried. Eine Kindheitserinnerung. Jakob Frey. (Helvetia, Musen-Almanach auf das Jahr 1859. Glarus. Geschrieben 1858.)
Das Vaterhaus. Aus den Papieren eines Landpfarrers. Von Jakob Frey (Monatsblätter des Schweiz. Lit. Vereins 1859.)
Der rote Schiffer von Luzern.** Historische Erzählung. Von Jakob Frey. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1860.)
Der Richter und das Gericht (Zum Stahlstich „Die Rückkehr".) Jakob Frey. (Ebenda 1860.)
Das Schwert-Erbe. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1861.)
Zweierlei Bekenntnis. Bilder aus dem Leben. Von Jakob Frey. (Ebenda 1861.)
Schicksalsdeutung. Erzählung von J. Frei (Reif). (Die Schweiz. Monatsschrift d. lit. Vereins in Bern. 1861.)
Die Tochter des Tuchherrn. Erzählung aus der Geschichte Basels. Von Jakob Frey. (Schweizerische Illustr. Zeitung 1861.)
† Erzählung. (Eingeschoben in den Aufsatz: „Im Schwarzwald". (Ebenda 1861.)
Der ausgezogene Schuß. Eine Jagdgeschichte. Von Jakob Frey. (Ebenda 1861.)
Der Reiter von Bremgarten. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1862.)
† Ein Traum. (Ebenda 1862.)
Eine gemischte Ehe. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1862.)
† Der Empfehlungsbrief. (Ebenda 1862.)
† Eine Traumgeschichte. (Ebenda 1862.)

---

* Später: Der Flüchtling.
** Später: Aus schlimmen Tagen.

† Das verlorene Kind. (Ebenda 1862.)

Das erfüllte Versprechen. Eine Berner Geschichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von J. Frey. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1862.)

„Zur Eintracht" oder: Schuld und Sühne. J. F. (Illustr. Volks-Novellist 1863.)

Ein verhängnisvolles Vaterwort. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)

Der blinde Schiffer. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)

Die Rose von Schauenburg. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)

Die Heimkehr. Eine Skizze von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)

Zweierlei Spiele. Aus den Papieren eines Arztes von J. Frey. (Ebenda 1863.)

Das gerettete Kind. Erzählung von J. Frey. (Ebenda 1863).

Verbrecher in Gedanken. Von J. Frey. (Neues Schw. Unterhaltungsblatt 1864.)

Zwei Verlobte. Erzählung von J. Frey. (Illustrierter Volks-Novellist 1864.)

Das vergrabene Gewehr. Von Jakob Frey. (Ebenda 1864.)

Bürgermeister Waldmanns letzte Badenfahrt. Ein geschichtliches Sittenbild von Jakob Frey. (Ebenda 1864.)

Die Spotthochzeit. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1864.)

Am Grabesrande. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1865.)

Das Tunnelweibchen am Hauenstein. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1865.)

Die Tochter vom Oberbühl. Erzählung von Jakob Frey. (Die Schweiz, illustr. Zeitschrift, 1865.)

Im Lande der Freiheit. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1865.)

Eine schweizerische Kosakenbraut. Anekdote von Jakob Frey. (Alpenrosen, illustr. Zeitschrift, 1866.)

Die schöne Stickerin. Von Jakob Frey. (Ebenda 1866.)

Die Erbkatze. Von Jakob Frey. (Ebenda 1866.)

In der Fremde. Von J. Fr.., (Illustr. Volks-Novellist 1866.)

Die glückliche Ohrfeige. Eine Künstlergeschichte von Jakob Frey. (Ebenda 1867.)

Des Herzens Irrwege. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1867.)

Der blinde Theodosius. Eine Erinnerung von Jakob Frey. (Ebenda 1868.)

Ein Mord aus Liebe oder: der alte Dichter. Nach dem Franz. Von J. Fr. (Ebenda 1868.)

Eine seltsame Stiftung. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1868.)

Das blaue Männchen. Eine Spukgeschichte von J. Frey. (Ebenda 1869.

Bitte. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1869.)
Die Haushaltung Lambert. Nach dem Franz. Von Jakob Frey. (Ebenda 1869.)
Vetter und Base. Nach dem Franz. Von J. F . . . (Ebenda 1869.)
Alles vergeht. Eine orient. Legende von J. Frey. (Ebenda 1869.)
Der verlorene Sohn. Eine Familiengeschichte von Jakob Frey. (Schw. Volks-Garten 1870.)
Eine gelungene Schützenrede. J. Frey. (Ebenda 1870.)
Die Erfahrungen eines Teufels. Eine altital. Novelle nach N. Macchiavelli. Von Jakob Frey. (Ebenda 1870.)
Heimbezahlt. Von J. Frey. (Ebenda 1870; der Name des Autors steht nur im Inhaltsverzeichnis.)
Seltene Liebe. Erzählung von J. Frey. (Ebenda 1870.)
Übles Gottvertrauen. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1871.)
Dunkle Wege.* Eine Erzählung von J. Frey. (Ebenda 1871.)
Das Geheimnis eines Frauenherzens. Nach dem Russischen des Pawlow von J. Frey. (Ebenda 1871.)
Pax vobiscum. (Friede sei mit Euch!) Preiserzählung von Jakob Frey. (Feuilleton des „Bund" 1871.)
Die Erbschaft. Erzählung von Jakob Frey. (Der Vetter Jakob. Illustr. schweiz. Familienkalender 1872.)
Der Tannenspeicher. Erzählung von Jakob Frey. (Sonntagsblatt des „Bund" 1872.)
Der Schützenacker. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1872.)
Zweierlei Urkunden. Erzählung von Jakob Frey. (Die illustr. Schweiz 1872.)
Die feindlichen Dörfer. Erzählung von Jakob Frey. (Das Schweizerhaus 1873.)
Der Sohn des Kaisers. Erzählung von Jakob Frey. (Sonntagsblatt des „Bund" 1873.)
Es lebe der Tell! Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1874.)
Eine Frau statt Epauletten. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1874.)
Das Huhn des alten Pfarrers. Von Jakob Frey. (Ebenda 1874.)
Die Abendglocke. Erzählung von Jak. Frey. (Das Schweizerhaus 1874.)
Eine verhängnisvolle Photographie. Erzählung von Jakob Frey. (Schw. Miniatur-Almanach 1874.)
Der Freiheitsbaum. Erzählung von J. Frey. (Die Ill. Schweiz 1874.)
Heimkehr. Erzählung von Jakob Frey. (Das Schweizerhaus 1875.)
Ein seltsames Handgeld. Erzählung von Jakob Frey. (Schw. Miniatur-Almanach 1875.)
Der letzte Hirt im Dorfe. Von J. Frey. (Sonntagsblatt d. „Bund" 1875.)

* Später: Drei Freunde.

# Sammlungen und Einzelausgaben.

Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frey. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1858.

I. Band: Eine Dorf-Ehe. Der Lebensbaum. Der Breitenhans. Kindersegen. Der Diebsbann. Der Taugenichts. Blond-Röschen. Der arme Schwingerkönig.

II. Band: Der Statthalter. Die graue Dohle. Zum Samariter. Ein Opfertod. Das verlassene Haus. Der Flüchtling.

Die Waise von Holligen. Erzählung aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenossenschaft von Jakob Frey. Basel, Verlag von Chr. Krüsi, 1863. (Erschien als dritter Band von: „Zwischen Jura und Alpen".)

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimat von Jakob Frey, Verfasser von „Zwischen Jura und Alpen". Aarau, Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer, 1864. Zweite [Titel-]Ausgabe 1869. Neue Volksausgabe [3. Titelausgabe] 1877.

Erster Teil: Der Alpenwald. Das erfüllte Versprechen. Die Freiämter Deputierten und General Massena. Das Vaterhaus. Einsame Leute. Zweierlei Bekenntnis. Die Lieblingskatze. Klein-Gottfried.

Zweiter Teil: Das Schwert-Erbe. Ein verhängnisvolles Vaterwort. Aus schlimmen Tagen.

Das Schweizerland in Bild und Wort. Dargestellt in malerischen Original-Ansichten und von verschiedenen Künstlern in Stahl gestochen. Mit geschichtlich-, topo- und orographisch-physikalisch- und ethnographisch-erläuterndem Text von Jakob Frey. Erste — Zweite Hälfte. Basel, Druck und Verlag von Chr. Krüsi (1862—1868).

(Der Text des Werkes wurde von Berlepsch begonnen und bis Spalte 232 fortgeführt. Dann trat C. Morel ein und arbeitete bis 1865. Laut Brief von Chr. Krüsi vom 2. XII. 1867 begann Jakob Frey seine Arbeit an dem Buche mit der 21. Lieferung. Somit gehört ihm, da 37 Lieferungen erschienen, nicht ganz die zweite Hälfte und das Vorwort.)

Beinwyl. Dreißig Jahre aus dem Leben eines Dorfes. Von Jakob Frey. Aarau 1874. Druck von F. G. Martin.

Neue Schweizerbilder. Erzählungen von Jakob Frey. Bern, Verlag von Georg Frobeen u. Co. 1877. Vorwort. Verbrecher in Gedanken. Der letzte Hirt im Dorfe. Die Abendglocke. Im Lande der Freiheit.

Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. Von Jakob Frey. Berlin 1877, Verlag von Carl Habel. Heft 247 der „Sammlung gemein-

verständlicher, wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und F. v. Holzendorff.

Erzählungen aus der Schweiz von Jakob Frey. Mit einer Einleitung von Adolf Frey. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. (Aus der Kollektion Spemann.)

Einleitung. Zweierlei Urkunden. Heimkehr. Drei Freunde. Ein seltsames Handgeld. Der Freiheitsbaum.

Das gerettete Kind. Erzählung von Jakob Frei (No. 2 der Bibliothek für Alle. Basel, Köhler'sche Buchhandlung, 1894.)

Die in der Sammlung des „Vereins für Verbreitung guter Schriften", sowie in der „Schweiz. Nationalbibliothek" erschienenen Neudrucke von einzelnen Erzählungen Jakob Freys übergehe ich hier; ebenso die Übersetzungen ins Französische und Holländische, die verschiedenen seiner novellistischen Schöpfungen zuteil geworden sind.

---

# Gedichte.

(Die mit * bezeichneten sind zu Bildern geschrieben.)

Abschied. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1847.)
Traumdienste. (Ebenda 1848.)
Sie war so lieb. (Ebenda 1852.)
Wiederkehr. (Ebenda 1854.)
*Die Tells-Kapelle am Axenberg. (Ebenda 1857.)
*Das Mädchen am Brunnen. (Ebenda 1857.)
Reithards Grab. (Ebenda 1857.)
*Schloß Holligen bei Bern. (Ebenda 1858.)
*Mutterhoffnung und Muttergebet. (Ebenda 1858.)
*Die Waise. (Ebenda 1858.)
*Das letzte Pfand. (Ebenda 1858.)
Das Lied vom Vaterlande. (Monatsblätter des Schweiz. Lit. Vereins 1859.)
*Kindergang. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1859.)
*Weltlauf. (Ebenda 1859.)
*Berner Bauernhaus. (Alpenblumen. Ein Album. Bern 1861.)
*Das Butterbrot. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1861.)
*Der Morgen der Mutter. (Schweiz. Illustr. Zeitung 1861.)
*Die verwaisten Kinder. (Ebenda 1861.)
Einem Mädchen zum ersten Geburtstag. (Ebenda 1862; entstand 1859.)

*Der Handwerksbursche. (Illustr. Volks-Novellist 1863.)
*Häusliches Glück. (Ebenda 1863.)
*Am Morgen. (Ebenda 1865.)
Volksgarten. (Schweiz. Volks-Garten 1870.)
„Schon ist der Abendstern erwacht". (Schweizerhaus 1873.)
Menschenwert. (Schweiz. Miniatur-Almanach 1874.)
Auf das Grab eines Soldaten. (Ebenda 1877.)
(Dieses Gedicht entstand ungefähr 1849 und trug ursprünglich den Titel „Grab eines Freischärlers". Die Illustration von G. Roux im Miniatur-Almanach führte dann die Änderung der Überschrift herbei.)

---

## Aufsätze vermischten Inhalts.

Ein Wort über das Literatentum in der Schweiz. (Feuilleton des „Bund", 25. Januar 1858.)
Im Schwarzwald. (Schweiz. Illustr. Zeitung 1861.)
Die Heiligen des Volkes. (Illustr. Volks-Novellist 1865.)
Carl Morel. (Ebenda 1865.)
Der Tag von Neueneck und seine Gedenkfeier vom 26. August 1866. (Ebenda 1866.)
Ein Gedenkblatt. (Alpenrosen 1866.)
Ein Verbrechen und dessen Beurteilung. (Illustr. Volks-Novellist 1867.)
Ein Verbrechen und seine Quelle. (Sonntagspost, herausgegeben von Dr. Abr. Roth, Bern. 1867.)
Das Waldshuter Fest und seine Bedeutung. (Illustr. Volks-Novellist 1868.)
Über die Entstehung des Jahres. (Illustr. Volks-Novellist 1869.)
Die Sage vom Tell und die urkundliche Geschichte. (Ebenda 1869.)
Alte Sitten und Gebräuche. (Ebenda 1869.)
Bequeme Lebenswege. (Schw. Volksgarten 1870.)
Die ersten schweizerischen Wiedertäufer. (Ebenda 1871.)
Geschichtliche Erinnerungen an Straßburg. (Sonntagsblatt des „Bund" 1870.)
Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (Die Illustr. Schweiz 1872.)
Zur Umschau im eigenen Hause. (Ebenda 1872.)
Ein heimatlicher Lyriker (Ed. Dössekel). (Sonntagsblatt des „Bund„ 1872.)

Ein Blick auf unsere Literaturzustände. (Sonntagsblatt des „Bund“ 1873. Entstand 1872.)
Dreißig Jahre aus dem Leben eines Dorfes. (Ebenda 1873.)
Klopstock in der Schweiz. Eine lit. Skizze. (Illustrierte Schweiz 1873.)
Ein Sittenspiegel aus der „guten alten Zeit“. (Feuilleton d. „Bund“ 1873.)
Pater Gall Morell. (Ebenda 1873.)
Ein demokratischer Unterrichtsplan aus dem vorigen Jahrhundert. (Sonntagsblatt des „Bund“ 1873.)
Dr. C. Schmid. (Schw. Miniatur=Almanach 1874.)
Ein schwyzerischer Mitkämpfer Zwinglis. (Sonntagsblatt des „Bund“ 1874.)
Ein Idyllendichter. (Illustr. Schweiz 1874.)
Der Sänger Karl Schmid. (Ebenda 1874.)
Professor Hagenbach. (Ebenda 1874.)
Karl Morel. (Schw. Miniatur=Almanach 1875.)
Georg Herwegh. (Sonntagsblatt des „Bund“ 1875.)
Jahrhunderte lang verläumdet. (Schweizerhaus 1875.)
Ulrich Hegner. (Schw. Miniatur=Almanach 1876.)
Ein Staatsmann der Helvetik über einige Punkte unserer kirchlichen Tagesfragen. (Sonntagsblatt des „Bund“ 1876.)

---

## Rezensionen. (Auswahl.)

Meister Putsch und seine Gesellen von Alfred Hartmann. (Monatsblätter des Schweiz. Lit. Vereins 1859.)
Sieben Legenden von Gottfried Keller. (Feuilleton des „Bund“ 1872.)
Der arme Bruder Klaus vor seinen neuesten Richtern. [Über Rochholz' Buch: „Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von Flüe“, 1874.] (Sonntagsblatt des „Bund“ 1874.)
Die Leute von Seldwyla von Gottfried Keller. (Sonntagsblatt des „Bund“ 1875.)

---

Ich wiederhole nachdrücklich, daß ich die Unmasse anonymer und gezeichneter Bildertexte, wie sie im „Volks=Novellist“ und im „Volks=Garten“ lagern, absichtlich beiseite ließ als die Erzeugnisse der Not und augenblicklichen Handwerksbedürfnisses. Gleicherweise verfuhr ich mit einigen selbständigen, durch kein

Bild hervorgerufenen Aufsätzen im „Volks-Garten", die lediglich mehr oder minder dürftig maskierte Auszüge aus dem zufälligen Lesestoff des Dichters sind. Er schrieb sie für ein Stück Brot, und der Verleger suchte sie, um sein Blatt zu füllen.

Rezensionen verfaßte J. Frey wenige, da die Blätter, mit denen er in Verbindung stand, geringen Raum für Bücherbesprechungen und noch weniger ein Bedürfnis danach hatten, ausgenommen der Berner „Bund", für den er aber erst 1870 zu arbeiten anfing.

Bögl

Frey, Adolf

Jakob Frey ein Lebensbild

Aarau 1897